

Josh McDowell / Cristóbal Krusen

EIN SKEPTIKER kapituliert



Ein Skeptiker kapituliert **Josh McDowell/Cristóbal Krusen**

Taschenbuch, 64 Seiten
Artikel-Nr.: 256146
ISBN / EAN: 978-3-86699-146-0

Seine Kindheit ist ein einziger Albtraum: Stress, Streit und Gewalt zwischen den Eltern – der Vater ein brutaler Alkoholiker, die Mutter krank und den Attacken des Vaters ausgeliefert, Verachtung und Misstrauen bei den Nachbarn. Und als wäre das noch nicht genug, wird er von einem Mitarbeiter der Eltern immer wieder sexuell missbraucht. Josh McDowell kann dem Grauen nicht entfliehen, bis er alt genug ist, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Dabei entwickelt er sich zu einem Intellektuellen und zu einem zynischen Skeptiker, ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Besuchen Sie für weitere Informationen bitte folgende Seite: www.clv.de

Josh McDowell/Cristóbal Krusen

EIN SKEPTIKER kapituliert

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2012
2. Auflage 2013
3. Auflage 2015

© 2009 by Josh McDowell Ministry
P.O. Box 131000 · Dallas, TX 75313-1000 · USA
All rights reserved.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»my journey ... from skepticism to faith«
im Verlag Tyndale House Publishers, Inc., Carol Stream, Illinois, USA.

© der deutschen Ausgabe 2012 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Hermann Grabe, Meinerzhagen
Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach
Satz: CLV
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Bestell-Nr. 256.146
ISBN 978-3-86699-146-0

1

Ich wachte an diesem Tag früher auf als sonst. Draußen war es noch dunkel. Schnell zog ich mich an, um meine häuslichen Pflichten zu erfüllen, doch ich fühlte mich durch die seit Tagen ansteigende Spannung abgelenkt. Ich verließ das Haus und ging zur Scheune hinüber, wie ich es schon tausendmal zuvor getan hatte.

Vielleicht wird es heute so weit sein, dachte ich, während ich meine Stute Dolly mit einem Eimer Hafer fütterte. Sie blickte mich mit ihren braunen Augen an, was mich immer sehr vergnügt machte. Ich konnte ihre Gedanken beinahe hören: *Darf ich mit dir kommen?*

Ich lachte und streichelte ihre Nüstern. »Mal sehen, Dolly, mal sehen!« Sie wieherte leise und zufrieden, und ich eilte zu meinen weiteren Aufgaben, aber obwohl ich um sieben Uhr noch nicht fertig war, rannte ich ins Haus, um nach meiner Mutter zu schauen. *Die Arbeit kann warten*, dachte ich einfach.

In der Küche wusch Wayne Bailey, unser Knecht, das Geschirr ab. Er war ein großer, schlanker Mann mit einer langen, gebogenen Nase. Manchmal sah er unheimlich aus, und manchmal wiederum fand ich ihn komisch, wenn er im Haus mit der Küchenschürze herumliefe und sich bückte, um den Staub aus den Ecken zu kehren oder unter unseren alten Möbeln hervorzufegen.

»Wo ist Mama?«

Wayne blickte von seinem Geschirr auf und kniff die Augen zusammen.

»Wozu willst du das wissen?«, fragte er.

Ich stellte mich dumm und tat, als ob ich gähnen müsste.
»Nur so halt.«

»Sie ist mit Papa unterwegs.«

Meine Augen weiteten sich. »Sie sind schon aus dem Haus?« Ich war so erschrocken, dass ich die Worte kaum herausbrachte.

»Warum interessiert dich das?«

Ich prüfte Waynes Gesicht, um daraus schlau zu werden.

»Sie bringen das Haus woandershin, stimmt's?«, rief ich aus.

Wayne tat, als müsse er die Pfanne besonders kräftig schrubben. Sein Schweigen sagte alles ... Ich rannte in mein Zimmer, um mein Arbeitszeug gegen eine saubere Latzhose und ein rot kariertes Hemd einzutauschen. Das hatte ich schon für diesen so sehnlich erwarteten Moment bereitgelegt. Augenblicke später erschien ich wieder, steckte das Hemd in die Hose und lief zur Tür.

Wayne rief mir nach: »Deine Mama hat gesagt, du dürftest nirgendwo hingehen, wenn du deine Arbeiten noch nicht erledigt hast!«

»Meinen Kram hab ich fertig!«, rief ich zurück und stürzte aus der Tür.

Am Horizont konnte ich Menschen in langen Reihen auf dem Kamm eines nahe gelegenen Hügels hin- und hergehen sehen. Auch Autos und Lastwagen parkten auf den Flanken des Hügels. Ich rannte, so schnell meine elfjährigen Beine mich tragen konnten. Dies war ein Ereignis, das ich nicht verpassen wollte. Nein, mein Lieber! Das war, wie wenn der Zirkus in die Stadt kommt – nur besser. Dieser Zirkus kam auf mein eigenes Grundstück!

Mein älterer Bruder, Wilmot Jr., oder einfach »Junior«, wie wir ihn meistens nannten, wollte das Haus für unseren Wanderarbeiter von da oben auf dem Hügel etwa eine Meile weiter nach unten an die Straße ziehen. Irgendwie regten sich meine Eltern furchtbar darüber auf. Sobald die

Sprache darauf kam, fing meine Mutter an zu heulen. Mir war nicht ganz klar, warum das sie und meinen Vater so aufregte. Aber sie hätten es mir nie erzählt, obwohl sie schon manchmal davon sprachen, dass Juniors Frau das Sagen hatte – oder so ähnlich. Jedenfalls hieß es, sie setzte ihm »Flöhe ins Ohr«.

Auch war die Rede von »Halsabschneidern im Gericht« und davon, dass sie ihnen, also Juniors Eltern, »das letzte Hemd ausziehen«. Ich fragte sie, warum man dazu den Hals abschneiden muss, man brauche dafür doch nur ein paar Knöpfe aufzumachen. Aber da wurden sie erst recht ärgerlich.

»Du verstehst das noch nicht!«, sagten sie daraufhin. Aber dann fingen sie doch an, mir irgendwie die Sache zu erklären. Soweit ich verstand, behauptete Junior, mein Vater hätte ihm das Haus versprochen – aber der bestand darauf, so etwas niemals getan zu haben. Doch wer weiß? Mein Vater war ein starker Trinker und sagte oft mal etwas, was ihm später bitter leidtat oder woran er sich bald nicht mehr erinnern konnte. Sein tägliches Alkoholpensum umfasste zwei bis drei Flaschen billigen Weins. Manchmal, besonders kurz bevor er völlig betrunken war, wurde er rabiat. Im Vollrausch redete er oft dummes Zeug oder saß auch wohl teilnahmslos herum.

Was mich anging, wollte ich das ganze Gerede von den »Lügen« und dem »Halsabschneiden« den Erwachsenen überlassen. Sollten sie sehen, wie sie damit fertig wurden. Mich bewegten andere Dinge. *Wie wollen sie das Haus von der Stelle bewegen?*, überlegte ich. Diese Frage hätte ich gern beantwortet gehabt. Wollten sie mit Hubschraubern das Haus anheben und es eine Meile weit über die Äcker an seine neue Stelle tragen? Oder sollten gar Flugzeuge ganz tief fliegen und es mit dicken, starken Tauen fortbringen?

Ich hatte keine Ahnung – aber ganz sicher wollte ich mir dieses Schauspiel nicht entgehen lassen.

Atemlos erreichte ich den Gipfel des Hügels. Da waren schon riesige Traktoren um das Haus postiert, und eine Gruppe Arbeiter sicherte die Seitenwände des Hauses mit Seilen. Ich sah meine Mutter und meinen Vater, wie sie beide wütend auf Junior schauten, der ganz nahe an dem Haus stand. Ein Haufen Nachbarn und weiteres Volk aus dem Dorf standen lachend dabei, während andere die Büsche und kleinen Bäume ausgruben, die meine Mutter dort um das Haus gepflanzt hatte. Ich hatte eine Party erwartet – dies aber sah verzweifelt anders aus. Irgendetwas stimmte hier nicht!

Nun sah ich, wie mein Vater hinging und Juniors Hand festhielt, um ihn am Graben zu hindern. Aber Junior riss sich los, und mein Vater taumelte rückwärts. Mama ging ebenfalls auf die Menge zu und winkte mit dem Taschentuch, als wenn sie um Waffenstillstand bitten wollte. Die Leute achteten nicht auf sie, sondern versammelten sich um meinen Vater und beschimpften ihn, als sei er ein dummer Junge. Ich hörte Ausdrücke, von denen meine Ohren rot wurden. Dann wandte sich die Menge meiner Mutter zu und begann, sie zu beleidigen, indem sie die dreckigsten Ausdrücke gebrauchten, die man sich vorstellen kann. Ich blickte für kurze Zeit in die Gesichter dieser »netten Leute«, die ich doch zeit meines Lebens gekannt hatte. Wie konnten sie meinen Eltern so etwas an den Kopf werfen? Waren das also unsere Freunde?

Mein Vater, der an diesem Morgen schon etwas getrunken hatte, glitt auf dem matschigen Boden aus und landete auf seinem Rücken, was weiteres Gelächter bei den Leuten hervorrief. Ich lief zu meiner Mutter, weil ich fürchtete, sie könnte auch hinfallen, während sie ihrem Mann wieder

aufzuhelfen versuchte. Niemals werde ich ihr Gesicht vergessen. Sie schaute mich mit den Augen einer Ertrinkenden an – wie jemand, der darum gerungen hatte, sich inmitten wirbelnder Fluten über Wasser zu halten, und der nun zu schwach ist, weiterzukämpfen. Ich konnte nicht zusehen, wie sie sich aufgab und unterging. Ich blickte an meiner frisch gebügelten Latzhose hinunter. Sie war schon voller Flecke, und nun begann es auch noch zu regnen.

Wieder blickte ich umher. Das hier wurde keine Party. Das war mir klar. Es würden auch keine Flugzeuge kommen, um das Haus die Straße hinabzubewegen. Aber diese Enttäuschung war nichts verglichen mit der grausamen Lektion, die sich mir wie ein heißes Brenneisen in mein Herz gebrannt hatte. In meinem Elternhaus hatte ich nie Liebe kennengelernt – aber nun sah ich mit eigenen Augen, dass es schien, als hätten auch die Nachbarn keine Liebe für uns übrig. Nirgends in der Welt gab es Liebe. Und ich weiß noch, wie ich dachte: *Es ist alles hoffnungslos. Nirgends gibt es Liebe oder Hoffnung.* Und dann war ich überhaupt nicht mehr fähig, noch irgendeinen weiteren Gedanken zu fassen.

* * *

Ich erinnere mich noch, wie sie alle zusahen, wie ich weinte und laut heulte. Ich lief den Hügel hinunter, auf unsere Scheune zu. Hinten in der Scheune waren Boxen, die Weizen, Gerste und Mais enthielten. Daraus mischten wir das Futter für die Kühe. Ich lief die Treppe zu den Getreidesilos hinauf, ging durch das große Tor und ließ den schweren eisernen Verschluss hinter mir zufallen. Dort gab es zwei Fenster. Die Rollläden waren hochgezogen. Ich stieß die Stöcke fort, die die Rollläden hochhielten, und da in der Finsternis kroch ich in das Maissilo und vergrub mich bis zum Hals in den gelben Körnern.

Am liebsten wollte ich sterben! Nicht, weil mir die »Party« auf dem Hügel verhagelt worden war. Nicht nur, weil meine Eltern von falschen Freunden gedemütigt waren oder weil mein Bruder seine eigene Familie hasste. Sondern weil alles zusammen – und noch vieles mehr – zusammengekommen war, um mich verzweifeln zu lassen. Ich schämte mich schrecklich.

Zwischen meinen Tränen, die aus meinem tiefsten Inneren hervorbrachen, verfluchte ich Gott – wenn es ihn denn geben sollte –, weil er mich verlassen hatte. Und ich meinte, dass wenn er existierte und in diesem Augenblick vor mir gestanden hätte, ich mich mit allen meinen Kräften auf ihn gestürzt hätte. Ich hasste ihn mehr als alles andere in der Welt. Na ja, mehr als fast alles in der Welt.

Denn da gab es ja zum Beispiel noch meinen Vater. Ich verfluchte und verdammte ihn wieder und wieder. Dieser im ganzen Dorf bekannte Trunkenbold! Dieser Feigling, der es wagte, meine Mutter jedes Mal zu schlagen, wenn er zu viel getrunken hatte! Vielleicht war er sogar in diesem Augenblick auf der Suche nach einer seiner Weinflaschen, die er überall auf der Farm versteckt hatte. Das war doch kein Vater! Nein, ein miserabler Säufer, der nur Kinder hatte, um sie als Arbeiter auf seiner Farm anzustellen. Der würde eines Tages noch kriegen, was er verdiente. Dafür wollte ich sorgen!

Eine Stunde verging, dann zwei, dann drei. Ich begann, hungrig zu werden. Mir wurde klar, dass niemand kommen und nach mir suchen würde. Ich war allein und gänzlich verlassen. Anscheinend interessierte es niemanden, ob ich lebte oder tot war.

Schließlich kämpfte ich mich aus dem Maissilo und ging auf die Tür mit dem schweren Eisenriegel zu. Ich stieß das Tor auf und wurde von dem hellen Sonnenlicht geblendet.

Ich blinzelte und fragte mich, ob ich vielleicht jemanden dort erkennen konnte, einen, der vielleicht nach mir ausgeschaut hatte. Meine Mutter vielleicht? Ach, wenn sie mich doch rufen würde und die Absicht hätte, mich zu trösten! Aber da war niemand – nichts als das leise Säuseln des Windes.

Ich schloss die Tür zu den Futterboxen. *Wir leben wie die Tiere* – an diesen Gedanken erinnere ich mich. *Und eines Tages werde ich auch wie ein Tier sterben, wie wir alle. Es gibt keine Liebe in der Welt, keinen Sinn, keinen Gott.* Meine Augen begannen sich an das helle Licht zu gewöhnen, so wie sich mein Herz mit den Realitäten meiner Existenz abzufinden begann. Die Unschuld meiner Kindheit löste sich auf wie der Morgennebel.

2

Mein einziger Trost war mein Pferd Dolly. Ich liebte es, frühmorgens bei der Stute zu sitzen und zuzuschauen, wie sie ihren Hafer fraß. Dann sprach ich mit ihr über alles Mögliche, und sie hörte mir immer zu und hatte niemals eine Widerrede. So saß ich auch am nächsten Morgen bei ihr, als ich die Kühe laut brüllen und meinen Vater fluchen hörte.

»Mal sehen«, sagte ich zu Dolly. »Ich wette, er versucht einen Milchschauch auf die Pumpe zu stecken und kriegt es nicht hin. Was meinst du?«

Dolly sah mich mit ihren warmen braunen Augen an und zerkaute zufrieden ihren Hafer. »Ein Glück, dass er dich nicht melken kann«, sagte ich. »Höchstwahrscheinlich würde er dir auch wehtun dabei.« Im selben Augenblick hörte ich eine andere Stimme, eine Stimme, bei der es mir kalt über den Rücken lief und mein ganzer Leib zusammenzuckte. Mutter! Sie schimpfte meinen Vater. Für einen Augenblick hörten sogar die Kühe auf zu brüllen, als meine Mutter meinen Vater anschrie so laut sie konnte: »Du bringst die Kühe doch um, wenn du sie so wie jetzt an der Melkmaschine angeschlossen lässt!« Die Kühe fingen wieder an zu brüllen, doch nicht, bevor ich einen einzigen schrillen Schrei vernahm.

Ich fuhr in die Höhe und rannte zum anderen Ende der Scheune. Dort wurden die Schreie meiner Mutter immer lauter, genauso auch das Stöhnen und Fluchen meines Vaters. Ich bog um die Ecke, um den nur allzu bekannten Anblick zu erleben, der mich jedes Mal krank machte. Mein betrunkenere Vater schlug mit einem Milchschauch aus Gummi auf meine Mutter ein, wobei er sie wiederholt mit

aller Kraft traf. Bevor ich sie erreichen konnte, stieß er sie zu Boden, wo sie in den Güllegraben fiel, der direkt hinter den Kühen verlief. Dort lag sie dann hilflos in der Jauche.

Im selben Augenblick war ich über meinem Vater, schlug und trat und spuckte nach ihm und fluchte, alles zusammen. Zum Glück war mein Vater kein großer Mann, und außerdem konnte ich froh sein, dass er bei seinen heftigen Auseinandersetzungen mit meiner Mutter nie auf mich losging, wenn ich mich einmischte. Irgendwie und irgendwo bewirkte ich in seinem benebelten Verstand eine Art Schockwelle, sodass er von Mama abließ, so als ob er für einen Augenblick bei klarem Verstand war. Er hörte mit seiner Misshandlung auf und trollte sich aus der Scheune. Aber ich war noch nicht fertig mit ihm. Ich folgte ihm nach draußen und schrie so laut ich konnte:

»Ich bring dich eines Tages um! Hörst du das? Ich ermorde dich!« Da lag ein Hammer. Ich warf ihn hinter ihm her, traf ihn aber nicht. »Im Schlaf bring ich dich um! Dann stech ich dir das Küchenmesser ins Herz und drehe die Klinge mal rechts-, mal linksherum!«

Aber dann hörte ich die Stimme meiner Mutter, die um Hilfe rief. Sie konnte nicht aufstehen, und ich konnte ihr nicht aufhelfen, weil sie viel zu schwer war. (Sie war nur klein und wog doch rund drei Zentner.) So kniete ich bei ihr nieder und wischte ihr das Blut aus dem Gesicht und weinte mit ihr zusammen. Sie sah mich mit demselben Blick an wie am Tag zuvor auf dem Hügel, mit den Augen einer ertrinkenden Frau, die den Kampf aufgegeben hat und gleich im Wasser untergehen würde. »Er meint es nicht so«, sagte sie sanft. »Er meint es nicht so.«

Hör auf damit!, schrie es in mir. *Er meint es wirklich so!* Und ich meinte es ebenfalls so! Oh, wie ich ihn hasste. Ich wollte ihm das Gleiche antun, was er ihr zugefügt hatte.

Ich wollte, dass er die Schmerzen spürte, die er anderen beigebracht hatte. Ich wollte, dass mein Vater auf die grausamste Weise zu Tode kam.

»Hol Wayne«, sagte Mama mit heiserer Stimme.

Wayne wusste nämlich, was zu tun war, weil es wiederholt vorgekommen war. Wir packten dann jeder auf einer Seite an und konnten Mama so wieder auf die Beine stellen und ins Haus zurückbringen. Dort lag sie oft mehrere Tage im Bett, um sich zu erholen. Nicht immer war mein Vater schuld an ihren Verletzungen. Wegen ihres außergewöhnlichen Gewichts fiel sie öfter mal bei ihrer Arbeit rund ums Haus. Dabei renkte sie sich gewöhnlich die Hüftgelenke aus.

»Wayne!«, rief ich und rannte ins Haus. Wayne war in seinem Zimmer. Ich rannte nach oben und steckte meinen Kopf durch die Tür. Sein Zimmer war immer sauber und aufgeräumt und gemütlich eingerichtet mit seinen vielen Sammeltassen und vielem anderen. Außerdem hatte Wayne Wellensittiche in einem Käfig, kleine bunte, kreischende Geschöpfe, die sich sehr von unserer tristen Umgebung auf der Farm unterschieden.

Wegen des vielen Geschreis wusste er schon, was los war. Er schaute mich mit dem mir schon bekannten blöden Grinsen an und kam auf mich zu. Dann hockte er sich hin, um mir direkt in die Augen zu schauen. Ich zog mich ein wenig zurück. Wie immer hatte er einen stinkenden Atem. Aber in seinen Augen lag auch eine gewisse Sanftheit, ein gewisses Verstehen. Er legte mir die Hand auf die Schulter, und als ich zurücktrat, sah er verletzt aus. Aber ich beachtete es nicht.

»Mama braucht Hilfe«, sagte ich. Waynes Hand fuhr über mein Gesicht, diesmal, um mir die Tränen abzuwischen.

»Musst dir darüber keine Sorgen machen, Josh. Wir wollen sehen, was wir da machen können.«

Wayne und ich gingen die Treppe hinunter und zur Vordertür hinaus. Diesmal ließ ich seine Hand auf meiner Schulter liegen. Meine Mutter lag, wo ich sie verlassen hatte, war aber noch mehr mit Jauche verschmiert. Wir halfen ihr auf die Füße, und einige Zeit später war sie wieder sauber und ruhte sich in ihrem Bett aus. Aber ich – ich kam zu spät zur Schule.

3

Es ist kaum zu glauben, aber manchmal unternahmen meine Eltern auch etwas gemeinsam. So fuhren sie zum Beispiel ab und zu von Michigan nach Kalifornien, um Verwandte zu besuchen. Dabei waren die Anordnungen meiner Mutter sehr eindeutig. »Du tust alles, was Wayne dir sagt. Wenn du nicht gehorchst, kriegst du 'ne ordentliche Tracht Prügel, wenn ich wieder zu Hause bin!«

»Warum nehmt ihr mich nicht mit?«, fragte ich jedes Mal in der Hoffnung, sie würden ihre Meinung ändern.

Meine Mutter sah mich dann voller Entrüstung an »Du willst doch nicht die Schule schwänzen? Auf gar keinen Fall, Bürschchen! Und außerdem hast du hier genug zu tun.«

Einige Tage später packten meine Eltern dann immer das Auto voll und fuhren der untergehenden Sonne entgegen. Ich blickte dann stets der immer kleiner werdenden Staubwolke nach und bereitete mich auf das Unvermeidliche vor.

Wayne war ein Kinderschänder. Zum ersten Mal belästigte er mich, als ich sechs Jahre alt war, kurz nachdem er angefangen hatte, auf unserer Farm zu arbeiten. Zweimal habe ich meiner Mutter davon erzählt, aber sie glaubte mir nicht. Ihrer Meinung nach lohnte es sich überhaupt nicht, darüber zu reden. Und ich sprach mit niemand anderem darüber, weil ich glaubte, dass mir sowieso niemand wirklich zugehört hätte. Und wenn sie mir geglaubt hätten, würden sie es in der Hoffnung beiseitegeschoben (oder sogar dafür gebetet) haben, dass sich das Problem irgendwie von selbst lösen würde.

Zu meinem Unglück löste es sich nicht von selbst. Wayne war hinter mir her, wann immer er konnte oder sich

eine Gelegenheit bot. Selbst wenn meine Mutter nur für ein paar Stunden fortgegangen war, kam er stets, um nach mir zu schauen. Nun, wo meine Eltern für zwei Wochen verreist waren, gab es für mich kein Entkommen von Wayne.

Wayne kam immer, wenn ich in der Ecke beim Radio saß, um meine Lieblingssendungen zu hören. Dann rückte er immer näher heran, bis ich schließlich seine knöchigen Finger auf meiner Schulter spürte. Sobald er mich berührte, wollte ich schreien, habe es aber nie gemacht. Ich wollte weglaufen, aber wohin sollte ich gehen? Wer würde mir beistehen? Stattdessen war ich wie betäubt.

Niemand in meiner Familie hat mir jemals irgendeine Liebkosung erteilt, nicht einmal meine Mutter. Ich sehnte mich schrecklich nach Liebe. Was aber Wayne machte, war falsch, so furchtbar falsch! Das wusste ich, und sicher wusste Wayne das auch – aber das hielt ihn nicht davon ab, mich zu belästigen.

Wenn doch bloß mein Vater hier wäre!, dachte ich. Wenn er doch nur nicht betrunken wäre! Wenn doch nur seine Hände auf meinen Schultern ruhten, und nicht die von Wayne! Wie ich mich nach väterlicher Liebe sehnte! Stattdessen erlebte ich den Albtraum von Wayne Baileys »Nettigkeit«.

Zwei Wochen würden vergehen, bevor meine Eltern zurückkamen. Und sobald Mama in der Tür stand, würde sie fragen: »Hast du immer auf Wayne gehört?« Dann würde ich nicken, was so viel wie »Ja« heißen sollte. Meine Mutter würde Wayne anschauen, und er würde auch nicken, aber immer mit einem kleinen Grinsen. Dann würde er mir die Hände auf die Schulter legen und meiner Mutter versichern, ich sei ein braver Junge.

Mein Vater sagte nach solchen Reisen nie etwas und stellte auch nie irgendwelche Fragen. Sobald er nach Hause kam, war er verschwunden. Er schaute sich dann nach einer von den vielen Weinflaschen um, die er ja überall auf der Farm versteckt hatte. Ich fand wie gewöhnlich die meisten während seiner Abwesenheit und hatte in alle hineingepinkelt, obwohl ich wusste, dass er das überhaupt nicht merken würde. Und er war auch schnell genug wieder völlig betrunken.

Wenn wir hörten, dass uns Nachbarn besuchen wollten, wusste ich, was ich zu tun hatte. Zuerst musste der kleine Lieferwagen meines Vaters hinter die Scheune gefahren und dort abgestellt werden, damit niemand, der auf den Hof kam, ihn sehen konnte. Dann musste ich das Scheunentor weit aufsperrn und offen lassen. Als Nächstes galt es, meinen Vater zu finden. Ich musste ihm dann ein Pferdegeschirr überhängen und ihn in die Scheune ziehen. Mich hatte die Farmarbeit ziemlich kräftig gemacht, und mein Vater war klein und mager. Wenn er total betrunken war, wehrte er sich auch kaum noch, obwohl er ganz genau wusste, was ich mit ihm vorhatte.

Ich schleppte ihn dann immer in die Scheune und fesselte ihn an einen Ständer mit einem dicken Seil um seine Arme und weiteren dicken Seilen um seinen Hals und seine Füße. Ich glaubte nicht an Gott, aber ich habe wohl mal gebetet, mein Vater möge sich während solcher Nächte in der Scheune selbst strangulieren. Denn dort musste er bis zum nächsten Morgen bleiben.

Kam dann der Besuch und fragte nach ihm, sagte ich meistens: »Ach, der ist für eine Weile weggefahren«, oder: »Er hat was in der Stadt zu erledigen.« Gewöhnlich fragten sie dann nicht weiter, sondern nickten nur höflich und gingen ins Haus.

Spät am Abend lag ich oft noch wach im Bett und überlegte, ob ich nicht in die Scheune schlüpfen sollte, um das Tau um den Hals meines Vaters ein wenig strammer zu ziehen. Nur gerade so viel, dass es reichte, um ihn ins Jenseits zu befördern. Aber vielleicht würde die Polizei dahinterkommen, dass ich der Täter war. Dann würde man mich ins Gefängnis oder in eine Erziehungsanstalt schicken. (Ich war mir nicht sicher, wohin man einen Dreizehnjährigen sperrte, der seinen Vater umgebracht hat – na jedenfalls irgendwohin, wo man lieber nicht sein möchte.)

* * *

Ich kam nun in die Pubertät und wurde körperlich immer stärker. Ich ballte meine linke Faust und schlug mit den Knöcheln gegen die Wand hinter meinem Bett. Zumindest für einen Zweck waren meine zunehmenden Kräfte etwas nütze, und ich meinte, ich sollte sie das nächste Mal ausprobieren, wenn meine Eltern verreist waren. Und darauf brauchte ich nicht lange zu warten.

Kaum waren meine Eltern verschwunden, da merkte ich bereits, dass Wayne hinter mir stand. Ich machte mich völlig steif, weil ich wusste, was als Nächstes kam – er wusste es natürlich auch. Meine Angst und Nervosität hatten Wayne sonst nie abhalten können. Als er noch näher kam, biss ich mir auf die Lippen. Ich wollte, dass er noch ein wenig näher kam, nur ein klein wenig näher. Sein Gesicht war jetzt so nah, dass ich seinen fauligen Mundgeruch riechen konnte.

Ich nahm an, dass er seine Augen geschlossen hielt, zumindest hoffte ich darauf. Dann fuhr ich herum und schleuderte Wayne gegen die Wand. Nun war ich an der Reihe, ihm ins Gesicht zu atmen. Ich ging so nah an ihn heran, wie es möglich war, ohne dass mein Körper ihn berührte, während ich die ganze Zeit mit meiner Linken

seinen Hals würgte. Ich hielt ihm meine geballte Rechte vor die Nase. »Wenn du mich noch einmal – auch nur ein einziges Mal – anrührst, bringe ich dich um!«

Als Wayne nicht antwortete, drückte ich seinen Hals noch stärker zusammen. Es war, als hörte ich gleichzeitig zwei Stimmen in mir, an jedem Ohr eine. Eine Stimme sagte, ich solle ihn fertig machen, die andere sagte, ich solle aufhören. Wayne starrte mich an und versuchte verzweifelt, Luft zu kriegen. Ich würgte ihn so heftig, dass er nicht sprechen konnte. Er bewegte nur die Augen auf und ab. Ich hielt das für ein »Ja« und ließ nur widerwillig von ihm ab. Er glitt auf den Boden, hielt sich den Hals und hustete.

Wayne hat mich danach nie wieder angerührt. Einige Jahre später gab er seine Tätigkeit in unserer Farm auf und verschwand für immer.

Inzwischen war ich in die letzte Klasse der Highschool gekommen, und alles sah bestens für mich aus. Man sah mich gern in der Football- und der Basketball-Mannschaft. Meine Zensuren waren in Ordnung, und ich begann, nebenbei etwas Geld zu verdienen, indem ich abends Autos reparierte.

Ich hatte auch eine Menge Freunde in der Schule, und ich fand sogar »Ersatz-Eltern« dank meiner sportlichen Leistungen. Sie ermutigten mich, waren bei allen meinen Spielen anwesend und spendeten Beifall, weil meine Eltern nie zu den Spielen kamen – mein Vater aus den bekannten Gründen und meine Mutter, weil sie zu schwer war, um sich gut fortzubewegen oder gar auf den schmalen Bänken zu sitzen.

Nur wenige Monate vor meiner Entlassung kam ich von einer Einladung spät nach Hause und hörte meine Mutter weinen. Ich rannte durchs Haus und suchte nach ihr, während ich gleichzeitig nach meinem Vater Ausschau hielt. *Wenn er ihr was getan hat ...* Diesen Gedanken brachte ich nicht zu Ende, sondern ballte nur die Fäuste.

Ich fand meine Mutter in ihrem Bett. Sie weinte. Ganz sicher war sie geschlagen worden, doch wie immer verteidigte sie das Verhalten meines Vaters. Und ich wurde wütend – wie immer. Es gab doch keine Entschuldigungen für das, was er tat! Es hatte nie welche gegeben, und es würde auch nie welche geben! Ich würde ihn finden und ihm dann heimzahlen, was er ihr angetan hatte!

Als ich hinausgehen wollte, sagte meine Mutter: »Setz dich, mein Junge.« Während ich auf ihr Bett zuging, hielten ihre Augen mich fest, genauso wie ihre Stimme. Da war

etwas Fremdes in ihrer Stimme, etwas sehr Beunruhigendes. Ich setzte mich neben ihr Bett.

Zweimal schon hatte meine Mutter meinen Vater verlassen und jedes Mal versprochen, zurückzukommen, um mich zu holen. Das erste Mal ging sie nach Chicago und fand einen Job als Fahrerin für ein altes Ehepaar, das selbst nicht mehr fahren konnte. Das zweite Mal zog sie fort nach Battle Creek. Beide Male wurde mein Vater für eine Weile »trocken« und bat sie, wieder zurückzukommen. Und schließlich tat sie das dann auch. Doch dann fing er jedes Mal wieder mit dem Trinken an. Alles wiederholte sich, einschließlich der Entschuldigungen meiner Mutter, dass er es in Wirklichkeit nicht so meine, dass er sich geändert habe. Das ist doch ein Witz! Mein Vater und sich ändern? Klar ... dann können Elefanten auch fliegen!

Meine Brüder und Schwestern hatten alle die Farm verlassen und sind nie zurückgekehrt. Und wer sollte es ihnen verübeln? Nun war ich drauf und dran, ebenfalls fortzugehen. Vielleicht dachte sie unter anderem auch daran, als sie mich ansah und sagte: »Ich möchte noch abwarten, bis du deinen Schulabschluss geschafft hast. Dann ... möchte ich sterben.«

»Hör auf, Witze zu machen, Mama!«, sagte ich.

Sie wandte ihre Augen von meinen ab und blickte durch den Raum auf die gegenüberliegende Wand. Bei uns gab es keine Gemälde oder andere Bilder im Haus. Ich fragte mich, auf was sie so intensiv schaute. »Dein Vater hat mir das Herz gebrochen«, sagte sie.

»Er hat unser aller Herzen gebrochen, Mama. Dein Herz hat er vor Jahren schon gebrochen.«

Meine Mutter nickte schweigend, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen. »Ja, ja, das hat er gemacht. Der Unterschied ist jetzt nur ... ich ertrag es einfach nicht mehr.«

Ich begann zu sprechen und fing an, ihr Versprechungen zu machen – aber sie unterbrach mich. »Versprich mir drei Dinge«, sagte sie.

Ich wartete darauf, dass sie weitersprach. »Versprich mir drei Dinge«, flüsterte sie.

Ich nickte.

»Versprich mir, niemals ein Alkoholiker zu werden!«

Ich nickte wieder.

»Dass du niemals fluchst.«

Ich war mir nicht sicher, ob ich dieses Versprechen halten konnte – aber ich versprach es ihr.

»Versprich mir, dass du immer ein Sohn bist, auf den ich stolz sein kann.«

Das war zu viel für mich. Ganz gegen meinen Willen begann ich zu weinen. *Das darf nicht passieren!*, dachte ich. Sie durfte nicht sterben. *Jemand anders sollte sterben, aber doch nicht meine Mutter!*

»Versprich mir das«, sagte sie.

»Ich verspreche es dir.« Ich ergriff fest ihre Hand, und sie ließ sich aufs Bett zurückfallen. Nachdem sie ihre Augen geschlossen hatte, wartete ich einige Augenblicke, dann stand ich auf und ging hinaus. Von der Tür aus sah sie sehr friedevoll aus, sie ruhte, und ihr Atem ging ruhiger. *Morgen wird's ihr wieder besser gehen*, dachte ich bei mir. *Und meinem Vater ebenfalls, da ich dafür sorgen werde, dass er die nächste Nacht in der Scheune verbringen wird.* Leise verließ ich den Raum.

* * *

Mein Schulabschluss verlief ziemlich unspektakulär. Ich erhielt mein Zeugnis, und einige Wochen später kam ich mit einigen meiner Kameraden von der Highschool zur »Air National Guard«. Wir waren alle in einem Alter, in

dem man die im aktiven Dienst lauern den Gefahren einfach nur für aufregend hält. Aber wie's beim Militär eben oft läuft, wurden meine Freunde durch einen Einsatzbefehl zur Luftwaffenbasis in Lackland in der Nähe von San Antonio (Texas) versetzt, und das ohne mich. Das durfte doch nicht wahr sein! Wir sahen uns als Krieger verbunden und mussten zusammenbleiben! Ich wollte den Rekrutierer, einen Luftwaffenhauptmann, sprechen.

»Ich will bei meinen Freunden bleiben!«, erzählte ich ihm.

»Geht nicht!«, antwortete mir der Hauptmann und suchte in einem Stapel Papiere herum.

»Sagen Sie nicht ›geht nicht‹ zu mir, Sir.«

Der Hauptmann blickte auf und sah mich scharf an.

So fügte ich hinzu: »Mit Verlaub, Sir. Ich glaube nicht an die Worte ›Geht nicht‹.«

Er blickte mich wieder an, diesmal von oben bis unten, und lächelte.

»Na gut, da gibt's dann ja nur einen Weg«, meinte er daraufhin.

»Ja, Sir?«

»Sie können sich bei der regulären Luftwaffe einschreiben lassen und sich ihnen in Lackland anschließen.«

»Wirklich?«

»Ja, das geht wohl.«

»Ich kann mich also einschreiben lassen?«

»Sie können sich einschreiben lassen.«

»Beim regulären Heer?«

»Beim regulären Heer.«

Ich drehte meine Zunge in der Wange und versuchte mir vorzustellen, wie wohl die vier Jahre bei der Luftwaffe aussehen mögen. Der Hauptmann wandte sich wieder seinem Papierstapel zu. »Ich mach's!«, sagte ich. Und wenige

Augenblicke später wiederholte ich den Einstellungseid, den er mir vorsprach. Ich sprach noch diese Worte, als ich in meinem Innern andere Worte zu hören meinte: *Das war keine gute Idee!*

Wie sich herausstellte, erwiesen sich meine Pflichten bei der Luftwaffe nicht als so grausam, wie ich sie mir gedacht hatte. Erstens erreichte ich mein Nahziel. Zwei Wochen lang war ich mit meinen Kameraden zusammen (das ist zugegebenermaßen ein lächerlicher Grund, Soldat zu werden), aber nun war ich in der Armee, und ich versuchte, das Beste daraus zu machen. Es hatte mir schon immer Spaß gemacht, an Maschinen herumzutüfteln, und nun wurde ich für die Reparatur und Wartung von C-124-Transportflugzeugen eingeteilt, zunächst auf der Flugbasis in Dover (Delaware). Allerdings fanden die Vorgesetzten dort, ich könnte meine Zeit besser einsetzen als für die Reparatur von Flugzeugen. Meine athletischen Fähigkeiten brachten mir einen Platz im Baseballteam der Flugbasis ein. Und so reiste ich an der Ostküste überall hin und her, bis hin nach Bermuda, wo Wettkämpfe mit den Mannschaften anderer Luftwaffenstützpunkte durchgeführt wurden. Das war eine Ehre, die sich auch positiv auf unsere Einheit auswirkte, und mein Zugführer ließ mir vieles durchgehen.

Manchmal musste ich aber auch Dienste übernehmen. Eines Tages ging ich an einem Gerüst vorbei, auf dem zwei Männer an einer C-124 arbeiteten. Da hörte ich einen Warnruf über mir. Ich blickte hoch, um zu sehen, was die beiden fallen gelassen hatten – ein schweres Auspuffrohr. Aber es war zu spät, um auszuweichen. Das schwere Rohr schlug quer auf meinen Kopf auf – dann wurde alles dunkel.

Erst im Marine-Krankenhaus in Philadelphia wachte ich wieder auf. Eine Reihe von Untersuchungen ergab, dass die rechte Seite meines Gehirns durch eine zerebrale

Schwellung verletzt worden war. Die Ärzte behielten mich drei Monate lang im Krankenhaus, was mir wie eine Ewigkeit vorkam. Dann kam an einem Freitagnachmittag – ich erinnere mich, dass es ein Freitag der 13. war – ein Militärgeistlicher in mein Zimmer.

Warum steht er so seltsam am Eingang herum?, wunderte ich mich. *Warum kommt er nicht herein?*

Der Militärgeistliche drehte seinen Hut in seinen Händen. Schließlich sagte er: »Sind Sie der Luftwaffensoldat McDowell?«

»Ja, der bin ich.«

»Ich bin Kaplan Gardiner«, fuhr er fort. Alles verkrampte sich in mir, und ich starrte ihm entsetzt in die Augen. Er schaute weg. *Das ist besser*, dachte ich.

»Es tut mir leid, Ihnen eine schlechte Nachricht überbringen zu müssen«, sagte der Kaplan.

Eine schlechte Nachricht?, höhnte ich für mich. *Die sollen mir die Ärzte bringen, nicht dieser Kerl.*

»Es geht um Ihre Mutter«, sagte der Kaplan.

»Meine Mutter?« Ich fuhr im Bett in die Höhe.

»Sie ist heute Morgen gestorben.«

Die Reise von Pennsylvania nach Michigan schien ewig zu dauern. Die meiste Zeit fuhr ich per Anhalter. Ein kalter Wind blies vom Eriesee her, und hundert Meilen von zu Hause entfernt fing es an zu schneien. Ich versuchte, mich mit Erinnerungen warm zu halten an die einzige Person, von der ich annahm, dass sie mich geliebt hat, auch wenn es ausgesehen hat, als hätte sie mir in meiner Kindheit nicht viel Liebe erwiesen. Vor allem waren meine Gedanken mit dem Gespräch erfüllt, das wir zwei Monate vor meinem Schulabschluss miteinander geführt hatten.

Ich möchte noch abwarten, bis du deinen Schulabschluss geschafft hast. Dann ... möchte ich sterben ...

Dein Vater hat mir das Herz gebrochen ...

Versprich mir drei Dinge ...

Wäre es nicht meine Mutter gewesen, die gestorben war, hätten mir die Ärzte nicht erlaubt, das Krankenhaus zu verlassen.

Wegen meiner Verletzung litt ich an teilweisem Gedächtnisschwund – ich konnte zu den verrücktesten Zeiten aufwachen und wusste dann nicht, wo ich war. Manchmal wusste ich nicht einmal, *wer* ich war.

Irgendwie gelangte ich nach Hause. Als ich die alte Tür mit der Glasscheibe aufstieß und ins Haus trat, war alles kalt, schrecklich kalt. Niemand hatte den Ofen angeheizt. Ich ging überall herum und fragte mich, wo sie alle sein mochten. Ich steckte den Kopf ins Schlafzimmer meiner Mutter. Die Decken waren teilweise zurückgeschlagen. Es sah aus, als hätte gerade jemand darin geschlafen. Instinktiv blickte ich hinter mich und rief in den Flur: »Mama?« Keine Antwort.

Nun ging ich in die Zimmer der anderen, ins Zimmer meines Bruders ... in Wayne Baileys Zimmer oben.

Endlich konnte ich hören, wie die Haustür geöffnet wurde. Ich verhielt mich ganz ruhig. Schritte brachten die Dielenbretter im Flur zum Knarren. Wer auch immer es war – er war in Mamas Zimmer gegangen. So ging ich langsam hinunter.

Da sah ich ihn neben dem Bett sitzen, mit dem Rücken zur Tür. Der Wind blies nun stärker. Dann sah ich, wie mein Vater einen Zipfel des Bettlakens aufnahm und sich damit übers Gesicht fuhr.

Ich sah ihn eine Weile an, dann ging ich hinaus. Mein Vater hatte den Schlüssel in der Zündung gelassen. So fuhr ich in die Stadt, um den Arzt meiner Mutter zu sprechen, um herauszufinden, was geschehen war. Er erzählte mir, meine Mutter hätte schon einige Tage im Bett gelegen, bevor sie starb. »Innere Blutungen«, sagte er.

»Haben Sie ihr Gesicht gesehen, bevor sie starb?«, fragte ich.

»Ihr Gesicht?«

»Haben Sie nicht den Blick in ihren Augen bemerkt?«

Der Doktor sah mich fragend an. Er wusste nicht, worauf ich hinauswollte. »Wie würden Sie den Blick in ihren Augen beschreiben?«, fuhr ich fort.

»Ich weiß nicht. Als ich hinkam, war sie bereits gestorben.«

»Ach so.«

»Da gab es für mich nichts mehr zu tun, mein Junge«, sagte er noch.

Ich nickte und stand auf, um zu gehen. Der Arzt hatte Patienten, die auf ihn warteten. Er schüttelte mir die Hand und versicherte, wie leid ihm das alles tat. *Erzähl, was du willst*, dachte ich, während ich auf dem Bürgersteig zum

Pickup meines Vaters ging. *Ich weiß, warum meine Mutter starb.* Ich stieg ein und saß hinter dem Steuer. Frisch gefallener Schnee hatte die Windschutzscheibe ganz zugedeckt. Ich war in einem eigenartigen, lichtdurchlässigen Kokon gefangen. Ich begann mit den Zähnen zu knirschen und fasste das Steuerrad so fest an, als wollte ich es abbrechen. »Ich weiß, warum meine Mutter starb«, sagte mein Inneres immer wieder ganz laut, »meine Mama starb an einem gebrochenen Herzen. Erzähl, was du willst ... meine Mama starb an einem gebrochenen Herzen.«

Ich blickte in die weiße Leere ringsumher. Weinen wollte ich, so weinen wie damals am Bett meiner Mutter. Aber ich konnte nicht weinen. So startete ich den Motor und fuhr zur Farm zurück.

Es gab nur eine kleine Beerdigung am offenen Grab. *Jetzt bekommt Mutter endlich den Frieden, nach dem sie sich so lange gesehnt hat,* dachte ich damals. Und schon bald ging es wieder per Anhalter nach Pennsylvania zurück ins Marine-Krankenhaus.

6

Einige Monate später erhielt ich die Entlassung von der Luftwaffe aus medizinischen Gründen und machte mich auf den Weg in den Mittleren Westen der USA. Wohin ich mich wenden sollte, war mir unklar, doch der Ort, den ich auf jeden Fall meiden wollte, war die Farm. So landete ich in Chicago in der Nähe meiner Schwester Shirley. Ich fand einen Job, bei dem ich für die Reparatur und Wartung der Kühleinheiten großer Sattelschlepper zuständig war, mit denen Fleisch und andere Produkte quer durchs Land transportiert wurden.

Da gab es nur wenige wichtige Punkte, auf die man achten musste. Man brachte sie mir alle gleich am ersten Arbeitstag bei. Bald zeigte mir ein Bursche namens Joe einen Trick. Er zog seinen Wagen ganz nah an einen Lastwagen heran, der zur Überprüfung bereitstand. Nun begann er mit einem Schlauch Kraftstoff aus dem Lastwagentank in große Fässer umzufüllen. Ich blickte nervös umher. »Keine Sorge!«, sagte Joe mit einem Grinsen. »Der Fahrer kommt erst in vier oder fünf Stunden zurück.«

»Ich denke da eher an den Chef, nicht an den Trucker.«

Joe lachte. »Der Chef? Was meinst du, wer *mir* diesen Trick beigebracht hat?«

Joe klärte mich nun weiter auf. Er und ein weiterer Bursche mit Namen Jerry lösten die Schrauben an den Gefrierschränken und befestigten die Geräte dann an eine Winde, mit der sie diese ein wenig aus dem Truck zogen. Jerry quetschte sich dann in den Wagen und reichte die Beute heraus. Schinken, Puten, Kisten mit Steaks ... Das war die reinste Goldgrube! Dann wurde das Teil kontrolliert, an

seinen Ort zurückgesetzt und wieder festgeschraubt. Alles musste ganz schnell gehen.

Kam dann der ahnungslose Fahrer zu seinem Fahrzeug zurück, so wurden Joe und Jerry zu perfekten Schauspielern mit einem unfehlbaren Sinn für richtiges Timing. Gewöhnlich sprangen sie vom Sattelschlepper und wischten sich die öligen Hände mit irgendwelchen Lumpen sauber, oder sie gingen um das Fahrzeug mit dem konzentrierten, besorgten Blick hart arbeitender Männer, die ihren Teil dazu beitrugen, dass Amerika sicher und wohlhabend bleibt. Der Fahrer überprüfte gewöhnlich noch die Verschlüsse und Versiegelungen an den Türen, unterzeichnete die Papiere und fuhr auf die Landstraße – gewöhnlich um fünfzig bis hundert Pfund erleichtert.

Joe rief jedes Mal: »Komm jetzt her, Josh, und wink schön mit den Händen, um ihn zu verabschieden.«

»Vergiss nicht zu lächeln!«, fügte Jerry noch hinzu. So standen wir an der Einfahrt wie die »drei Amigos«.

Ich will nicht lügen: Ich habe dieses Spiel lange mitgemacht. Aber mit der Zeit gewann mein Gewissen die Oberhand. Ich konnte nicht verhindern, dass ich an mein Versprechen denken musste, das ich meiner Mutter gegeben hatte:

Versprich mir, dass du immer ein Sohn bist, auf den ich stolz sein kann.

Wenn ich im Bett lag, kam mir manchmal die Frage in den Sinn, wo meine Mutter jetzt wohl sein mochte. *Gibt es ein Leben nach dem Tod?*, fragte ich mich. *Gibt es einen Himmel und eine Hölle? Könnte es einen Zustand geben, in dem sie auf irgendeine Weise oder in irgendeiner Gestalt fortbesteht?* Aber niemand war da, der diese Fragen beantworten konnte. Zum Glück musste ich an jenem Tag schwer genug arbeiten, sodass ich nicht mehr lange wach blieb.



Schließlich gab ich diesen Job auf und reiste nach Michigan zurück. Ich hatte nun genug Geld gespart, um meine eigenen Wege zu gehen, und schrieb mich für den nächsten Herbst am Kellogg College in Battle Creek ein. Mein Hauptfach war Betriebswirtschaft, doch bestand mein langfristiger Plan darin, Jura zu studieren und dann in die Politik zu gehen. Dann würde ich als Erstes Gouverneur von Michigan werden, dann US-Senator. Und danach? Wer weiß? Vielleicht Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Mir schien das alles völlig klar und auch erreichbar zu sein.

Meine Englischlehrerin und Erstsemester-Beraterin, Mrs. Hampton, sagte mir, was sie von mir hielt: »Sie haben eine bemerkenswerte Zielstrebigkeit, Josh, mehr als ich bei anderen Studenten erkennen kann. Sie werden es weit bringen.« Ich lächelte sie von der anderen Seite des Tisches her an und sagte: „Keine Ahnung, ob Sie’s schon mitgekriegt haben. Ich bewerbe mich, Klassensprecher im Erstsemester zu werden.«

»Tatsächlich?«, sagte sie und fügte hinzu: »Ich hoffe, das klappt.«

Ich nickte zuversichtlich. »Klar, das wird klappen!«

»Allerdings habe ich in einem Bereich noch Bedenken, Josh«, sagte Mrs. Hampton.

Ich richtete mich auf.

»Ihr Englisch ist abscheulich. Wahrscheinlich waren Ihre Highschool-Lehrer bei Ihnen nicht so sorgfältig, wie es nötig gewesen wäre. Dabei ist mir klar, dass man von Bauern und Fabrikarbeitern nicht immer ein Lesebuch-Englisch erwarten kann.«

»Ich hatte recht ordentliche Zensuren in Englisch«, sagte ich in der Absicht, mich zu verteidigen.

Mrs. Hampton überhörte das. »Sie verwenden dauernd eine doppelte Verneinung und eine falsche Grammatik. Auch Ihre Aussprache ist erbärmlich. Daher kommt sicher Ihre schlechte Rechtschreibung.« Ich sackte regelrecht in mich zusammen.

»Doch wenn Sie hart daran arbeiten wollen, bin ich bereit, Ihnen zu helfen.«

Ja, dazu war ich bereit. Denn ich wusste, dass wenn ich in der Rechtswissenschaft oder in der Politik oder in irgendeinem anderen Fach ganz oben ankommen wollte, meine Grammatik einfach spitze sein musste. »Wollen Sie meine Tutorin sein?«, fragte ich.

»Ich bin gerne dazu bereit«, antwortete sie.

»Ich auch«, sagte ich daraufhin.

So lernte ich fleißig, und meine Zensuren wurden besser. Ich gewann Studentenwahlen und überlegte schon alles, was ich in den ersten sechs Monaten meines auf dreißig Jahre angelegten Plans tun müsste. Alles fing prächtig an.

Als »aufgehender Stern des Colleges« machte ich es mir zur Aufgabe, so viele Studenten und Dozenten kennenzulernen wie nur irgend möglich. Ich stellte mir vor, dass das die richtige Einübung für das wirklich Große wäre, was ich eines Tages vorhatte, nämlich Gouverneur von Michigan oder US-Senator zu werden, oder ... na ja, eben der da ganz oben, der Präsident.

Es gab viele unterschiedliche soziale Gruppen und Organisationen auf dem Campus, und ich gab mir Mühe, von allen zu erfahren, worum es ihnen ging. Ich wollte sozusagen von allen ihren »Pulsschlag« kennenlernen. So machte ich mir selbst eine Liste zurecht, in der alle vermerkt wurden, die mir eventuell nützlich werden konnten.

Eines Tages saß ich nach dem Mittagessen mit einigen Freunden in der Cafeteria. Da trudelten noch sechs Studenten und zwei Professoren der von uns oft verspotteten »frommen Clique« ein. Jeder kannte sie und das, wofür sie standen. Wenn ich nun sage, sie waren Christen, dann meine ich damit, dass sie ganz besondere Christen waren. Für mich waren fast alle auf dem Campus »Christen«, zumindest so, wie ich dieses Wort verstand. Aber diese Gruppe war anders. Diese Leute benahmen sich so, als ob ihr Glaube ihr Leben verändert hatte. Ich musste trotzdem immer lächeln, wenn ich einen von ihnen sah.

Diese scheinheilige Grinserei!, dachte ich, als sie lachten und arglos miteinander schwatzten. *Was in aller Welt haben sie zu verheimlichen?* Das hätte ich gern gewusst. Allein ihr Anblick regte mich auf, und ich beschloss, irgendetwas mit ihnen anzustellen. Ihre Anzahl war zu gering, dass ich mir

darüber Gedanken hätte machen müssen, dass sie mich wegen meines Verhaltens demnächst wohl nicht wählen würden.

Als sie auf den Tisch neben uns zuzingen, setzte ich mich etwas gerader hin. Einer meiner Genossen erzählte gerade einen dreckigen Witz, verstummte aber, als die Christen sich an den Tisch neben uns setzten. Ich fragte ihn, warum er gerade bei der Pointe nicht weitergesprochen habe. Er machte eine ärgerliche Geste in Richtung dieser »heiligen Sonderlinge« neben uns.

»Was interessieren die uns?«, antwortete ich von oben herab, »die würden das überhaupt nicht kapiieren.« In meinen Augenwinkeln nahm ich wahr, dass das hübscheste Mädchen unter ihnen auf uns aufmerksam wurde. Wie ich später erfuhr, hieß sie Toni. Ihre Aufmerksamkeit feuerte mich an. »Ich glaube, Christen haben zwei Gehirne ..., oder? Wie kriegen sie es nur fertig, mit dem einen Gehirn stets aufzupassen, was das andere macht?«

Meine Kumpel am Tisch lachten los, was mich veranlasste, nun selbst einen kleinen Witz zu erzählen. Dabei sprach ich laut genug, sodass jeder ihn hören konnte.

»Eines Tages stolpert ein Mann durch einen dichten Wald, da trifft er auf einen Prediger, der im Fluss Leute tauft. Der Prediger riecht die Alkoholfahne des Mannes, ergreift ihn bei den Armen und sagt: ›Bruder, bist du bereit, Jesus zu begegnen?‹ Der Betrunkene sagt: ›Na, klar doch!‹ Darauf taucht der Prediger ihn für einige Sekunden unter Wasser, zieht ihn hoch und fragt ihn: ›Hast du Jesus gefunden?‹ Der Betrunkene spuckt ein wenig Wasser aus und schüttelt den Kopf: ›Nein!‹ So taucht der Prediger ihn wieder unter und hält ihn diesmal länger fest.«

Ich erhob mich von meinem Stuhl, während ich den Witz weitererzählte, und ging zu dem Tisch hinüber, an

dem die Christen saßen. Da war noch ein Platz neben Toni frei, so setzte ich mich neben sie.

»Dann holt der Prediger den Betrunkenen hoch und fragt ihn: ›Hast du Jesus noch nicht gefunden?‹ Der Betrunkene schüttelt den Kopf, und der Prediger, nun ein wenig ärgerlich, taucht ihn wieder ins Wasser und hält ihn, sagen wir, dreißig Sekunden unter Wasser. Einer der Diakone tippt an den Arm des Predigers und sagt: ›Du solltest ihn lieber hochkommen lassen, bevor er ertrinkt.‹ Der Prediger kommt irgendwie zur Besinnung und zittert am ganzen Leib ...« Dabei machte ich nach, wie ich mir die Krämpfe eines verrückten Predigers vorstellte.

»Dann bringt er den Betrunkenen hoch und schreit ihn richtig an: ›Hast du ihn nun gefunden, Bruder?‹ Der Betrunkene schaut den Prediger an, spuckt wieder Wasser aus und sagt: ›Bist du sicher, dass er hier reingefallen ist?‹«

Ich gestattete mir selbst ein selbstgefälliges Grinsen, während die Leute ringsumher in brüllendes Gelächter ausbrachen. Sogar an Tonis Tisch lächelten einige, Toni aber nicht.

»Am Ende hat der Witz dir nicht gefallen?«, fragte ich sie.

Sie ignorierte mich.

»Vielleicht kennst du einen besseren«, sagte ich dann. »Oder vielleicht eine spannende Geschichte ... wie die mit Jona und dem Fisch?« Ich blickte zu meinen Gesinnungsgenossen am anderen Tisch hinüber. »Das ist vielleicht 'ne Lügengeschichte, Jungs! Das soll einer überlebt haben! Du liebe Zeit, jedes Mal, wenn einer die Geschichte erzählt, wird der Fisch größer.«

Ich blickte wieder zu Toni. Sie schien gegen meine Nadelstiche unempfindlich zu sein. »Oder auch die von Noah mit seinem Dampfer? Die Geschichte kennst du doch?«

Da meldete sich die Stimme eines älteren Mannes. Es war die von Professor Blakeslee, einem Historiker. »Willkommen an unserem Tisch, Mr. McDowell!«

»Nett, Sie hier zu treffen«, antwortete ich spottlustig. Ich blickte die anderen am Tisch an und wurde wieder ärgerlich, ohne zu wissen warum. »Was ist bloß mit euch Christen los?«, fragte ich.

»Was meinen Sie damit?«, fragte der Professor.

»Ich meine, ihr kommt mir vor, als wäret ihr aus einer anderen Welt.«

»Das verstehe ich nicht ganz. Wir gehören sehr zu dieser Welt, derselben Welt, in der Sie leben.«

»Aber Sie handeln, als gehörten Sie sonst wohin.«

»O ja, danke schön!« Professor Blakeslee lächelte, und ich hörte, wie andere am Tisch zustimmend murmelten.

»Das habe ich nicht als Kompliment gemeint«, sagte ich daraufhin und schaute die Leute um mich her an. »Ich meine, Sie sind dauernd am Lächeln oder sind freundlich. Aber es kommt mir vor, als hielten Sie sich für etwas Besseres als alle anderen.«

Endlich ergriff Toni das Wort. »Das ist nicht wahr!«

»Nein?«, forderte ich sie heraus.

»Überhaupt nicht. Wir sind veränderte Menschen. Aber das bedeutet nicht, dass wir uns für etwas Besseres halten.«

Ich lächelte sie kokett an. »So, inwieweit wurdest du verändert? Du gefällst mir nämlich außerordentlich.«

Toni funkelte mich entrüstet an. »Die Bibel sagt: ›Wer in Christus ist, ist eine neue Schöpfung.««

Jetzt war ich der Irritierte. »Nun mal langsam!«, rief ich. »Erzähl mir nicht solchen Quatsch!« In der augenblicklich eintretenden Stille bemerkte ich, dass meine Freunde am anderen Tisch sich alle verdrückt hatten. Aber ich blieb bei meinen lauten Sprüchen. »Die Bibel, die Kirche ... das ist

bloß Religion, und wenn ich ein Ding im Leben nicht ausstehen kann, dann ist es Religion!«

Toni drehte sich zu mir und sah mir scharf in die Augen. »Ich habe nicht von Religion gesprochen, mein Herr! Ich sprach von Jesus Christus, und Jesus Christus verändert Menschenleben *wirklich*. Sogar das Leben von dickköpfigen, egoistischen Menschen wie ... wie ...«

»Wie ich?«, gab ich grinsend zurück. Ich hatte es fast geschafft, dass sie ihre kühle Haltung verlor. »Jesus Christus ...«, fuhr ich fort, indem ich den Namen so abwertend wie möglich aussprach. »Erlaube mal. Du weißt ja gar nicht, wovon du redest. Und selbst wenn es ihn gegeben hat – was durchaus nicht bewiesen ist: Wie könnte ein Mann, der vor zweitausend Jahren gelebt hat, heute noch das Leben von Menschen verändern?« Ich hob die Augenbrauen, sah Toni an und gestattete mir ein Grinsen.

»Na gut«, sagte Toni und grinste nun ihrerseits ein bisschen. »Das ist etwas, was du selbst herausfinden musst.«

»Herausfinden? Was gibt's da herauszufinden? Das offensichtliche Fehlen von Realität hinter diesen Blablabla-Fabeln des Christentums?«

Nun meldete sich Oliver, ein anderer aus der Gruppe, zu Wort: »Ich mach dir einen Vorschlag.« Ich drehte mich zu ihm. Er war ein kleiner Kerl mit dicken Brillengläsern und Haaren, die wie Stroh auf seinem Kopf standen. *Sieht wie 'n richtiger Tollpatsch aus*, dachte ich.

»Beweise, dass Jesus nicht auferstanden ist«, sagte Oliver, »dann hast du die Behauptungen des gesamten Christentums widerlegt.«

»Die Auferstehung widerlegen?«

»Ja. Beweise, dass Jesus Christus nicht leiblich von den Toten auferstanden ist, und die gesamte Grundlage des Christentums fällt in sich zusammen. – Es ist nur ein Vor-

schlag. Aber ich meine, das wäre einfacher, als umständlich zu versuchen, jeden einzelnen Aspekt des Christentums zu widerlegen. Es ist sozusagen eine Abkürzung: Wenn du den Eckstein des Glaubens widerlegst, dann sparst du dir eine Menge Arbeit.«

»Keine schlechte Idee«, sagte ich und nickte ihm dabei zu.

»Das meine ich ganz im Ernst«, erwiderte Oliver. »Ich glaube, das wird dir die Augen öffnen.«

Ich legte die Hände auf den Tisch und blickte alle diese »Heiligen« an. »Na gut, ich meine das auch im Ernst.« Und damit erhob ich mich.

»Wir freuen uns, Sie bald wiederzusehen«, meinte der Professor freundlich.

Ich blickte den Professor und die anderen alle an. Eigentlich fühlte ich mich ein bisschen verlegen, weil ich diesen Streit vom Zaun gebrochen hatte. Wenn ich mein Temperament nicht besser im Zaum halten konnte, würden sie mir sicher überlegen sein. »Mein Name ist Josh.«

Der Professor reichte mir die Hand. »Habe schon von Ihnen gehört, Josh – aber ich freue mich, Ihnen nun persönlich begegnet zu sein. Ich heiße Francis Blakeslee.«

»Angenehm!«, sagte ich, während ich seine Hand schüttelte.

Nun sagte Toni noch etwas: »Wenn du das nächste Mal zu einem Besuch vorbeikommst, solltest du versuchen, besser vorbereitet zu sein.«

»Vorbereitet?«, antwortete ich gereizt. Dieses Mädchen war ganz schön angriffslustig. Aber das gefiel mir. »Oh, ich werde gut vorbereitet sein und hoffe nur, dass Sie alle sich darauf eingestellt haben, die Tatsachen vorurteilsfrei anzusehen, damit Sie Ihre Illusionen angesichts der Beweise über Bord werfen können.«

»Und Sie, Josh?«, fragte der Professor. Ich drehte mich um, um ihn anzuschauen. »Gilt wohl das Gleiche auch für Sie?«

Unter lautem Lachen sagte ich: »Ich habe keine Illusionen, Herr Professor. Ich bin Realist.«

»Wir werden's prüfen.«

Komische Leute!, dachte ich bei mir, als ich nach draußen ging. Ich malte mir ihre Gesichter aus, wenn ich ihnen meine Beweise gegen die Auferstehungsmythen vorlegen würde. *Ob sie dann wohl immer noch grinsen werden?* Und wieder stellte ich mir ihre verwirrten und hilflosen Blicke vor. Es gab nur ein Problem: Ich musste die Beweise von irgendwoher besorgen.

Die College-Bibliothek war mir dabei kaum eine Hilfe. Schon nach einigen Stunden war mir klar, dass ich viel bessere Quellen suchen musste, als mir hier zur Verfügung standen. Aber komisch, wie das so läuft – na ja, ich war jung und draufgängerisch, was teilweise eine Erklärung dafür sein könnte –, aber mir schoss eine Idee in den Kopf. Ich wollte nach Europa fahren, um die Originaldokumente und die Manuskripte anzuschauen, die dort in den alten Bibliotheken aufbewahrt werden.

Für den Rest des Semesters richtete ich mein Augenmerk auf meine Studien und auf die Verantwortung, die ich bereits übernommen hatte. Außerdem ging ich sparsam mit meinem Geld um. Und im Mai 1959 bestieg ich eine Boeing 707, um den Atlantik zu überqueren und nach England zu kommen.

Als Erstes suchte ich die Universitäten von Oxford und Cambridge auf, dann ging es zu einigen Bibliotheken in London. Überall, wohin ich kam, suchte ich die Schriften der Skeptiker, also der Leute, die den Behauptungen des Christentums intellektuell misstrauten. Ich war mir sicher, dass eine unabhängige Untersuchung der Verurteilung, der Kreuzigung und der sogenannten Auferstehung Christi alle diese Geschichten als reine Mythen entlarven würden.

Gleichzeitig wurde mir auch klar, dass jeder Richter, der sein Salz im Essen wert war, auch wissen musste, wie die Verteidigung den Fall darstellen würde. Somit studierte ich auch die Schriften der Skeptiker, die trotz ihres Skeptizismus Christen *geworden sind*. Davon gab es ein paar – professionelle, hochgebildete Leute und Gelehrte wie C.S. Lewis und Frank Morison, einen Richter, der ein Buch mit dem Titel schrieb: *Wer wälzte den Stein?* Morisons Schlussfolgerung war beunruhigend: »Es gibt vermutlich – und wie der Autor annimmt, auch tatsächlich – eine sichere und gut begründete Grundlage für den viel diskutierten Satz im Apostolischen Glaubensbekenntnis: ›... *am dritten Tage auferstanden von den Toten*‹.«

Da gab es noch andere Leute, denen ich – wenn auch widerstrebend – Respekt zollen musste, Männer wie Lord Lyttleton und Gilbert West. Beide waren Oxford-Professoren und davon überzeugt, das Christentum sei eine völlig aus dem Ruder gelaufene Fantasiegeschichte. Lyttleton setzte sich daran darzulegen, dass Saulus von Tarsus nie zum christlichen Glauben bekehrt wurde, während West zu beweisen versuchte, dass Christi Auferstehung nur ein weitverbreiteter Irrtum sei. Als sie sich später trafen, um ihre

Ergebnisse zu vergleichen, waren sie erstaunt, dass beide zum jeweils entgegengesetzten Schluss ihrer ursprünglichen Annahmen gekommen waren! Kurz gesagt: Beide wurden ernste Nachfolger Jesu Christi. Später sollte Lord Lyttleton schreiben: »Allein die Bekehrung und die Apostelschaft des Paulus beweisen bei sachgemäßer Betrachtung hinreichend, dass das Christentum eine göttliche Offenbarung ist.«

Dann war da noch die Sache mit Thomas Arnold, der Professor für moderne Geschichte in Oxford war. Er erklärte: »Ich habe viele Jahre lang intensiv die historischen Fakten vergangener Zeiten studiert und dabei gelernt, die alten Schreiber und ihre Beweiskraft zu prüfen, und ich weiß von keiner Tatsache der menschlichen Geschichte, die durch bessere und vollständigere Beweise jeglicher Art belegt ist als das große Zeichen, das Gott uns darin gegeben hat, dass Christus gestorben und von den Toten auferstanden ist.«

Aber so leicht wollte ich mich nicht geschlagen geben, waren doch ebenso große Geister zu entgegengesetzten Schlüssen gekommen. So packte ich meinen Rucksack, um das kontinentale Europa zu besuchen. Ich reiste durch Frankreich, Deutschland und die Schweiz. In den nächsten fünf Wochen besuchte ich die berühmten Museen und Bibliotheken in Paris, Heidelberg, Mainz, Genf und Zürich, und obwohl ich kein Wort Französisch oder Deutsch sprach und erst recht nicht Griechisch oder Hebräisch, war ich von der Vorstellung begeistert, meine Augen auf die echten Manuskripte richten zu dürfen, die tief in die Jahrhunderte hinabreichen und als Originaldokumente gelten oder Abschriften waren, die beinahe an die Originaltexte heranreichen.

Schließlich fuhr ich nach London zurück in dem Wis-

sen, dass ich in wenigen Tagen nach Hause fliegen musste. In London angekommen, fuhr ich mit einem Bus zu einer kleinen Bibliothek, die meiner Aufmerksamkeit bisher entgangen war und im Nordosten der Stadt lag. Die Bibliothekarin half mir, die Bücher zu suchen, die ich wünschte, und ich setzte mich, um weitere Untersuchungen anzustellen. Es war etwa halb drei Uhr nachmittags.

Vier Stunden später lehnte ich mich in meinem Stuhl zurück, rieb mir die Augen und starrte an die Decke. Da kamen mir die Worte aus dem Mund, bevor ich sie zurückhalten konnte: »Es ist wahr!« Ich hatte die Quellen untersucht und war allen Beweisen nachgegangen, die ich finden konnte. Und alles wies auf diesen einen Schluss hin.

Wieder sprach ich dieselben Worte: »Es ist wahr!« Und dann noch ein drittes Mal: »Es ist wirklich wahr!« Das war einmal zu viel für die Bibliothekarin. Sie sah mich strafend an, sodass ich meine Augen wieder auf das vor mir liegende Buch senkte. Aber ich konnte das Buch nicht erkennen und noch viel weniger die Worte, die darin standen. Ich konnte nur noch darüber nachdenken, wohin mich diese Wahrheit nun wohl leiten würde.

So verließ ich die Bibliothek und trat in das Dämmerlicht eines Londoner Sommerabends hinaus. Ganz in Gedanken verloren lief ich immer weiter durch die Stadt. Meine Nachforschungen hatten mich zu dem Schluss gebracht, dass unsere heutige Bibel tatsächlich ein präziser Bericht von wirklich geschehenen Ereignissen ist. Das war nicht der von mir erwartete oder gar erwünschte Schluss. Mein Ziel war es, das Christentum und Jesu Auferstehung zu widerlegen – aber alle historischen Beweise zeigten in eine andere Richtung. Und ich begriff, dass meine Ablehnung der Bibel und des christlichen Glaubens weniger auf Intellekt als vielmehr auf Emotionen beruhte.

Auf dem langen Heimweg hatte ich vieles zu bedenken.

Wieder zurück am College trieb mich meine Entdeckung über das Neue Testament fortwährend um, sodass ich nachts kaum schlafen konnte. Meine Zensuren sackten ab – ich konnte die neu entdeckte Wahrheit einfach nicht aus dem Kopf loswerden. Ende Dezember ging ich in die Gemeinde, die ich einige Male mit Toni besucht hatte. Das war nämlich der einzige Ort, an dem sie mir ein Treffen mit ihr gestattete.

So saß ich zusammen mit meinem Freund Larry Minor in der Factoryville Bible Church. Der Pastor, der gerade predigte, hieß Fay Logan (also »Fee Schaukelstein« auf Deutsch – *was für ein blöder Name!*, dachte ich). Er hatte mich schon vorher gesehen und wusste von meiner »Suche nach der Wahrheit«. Tatsächlich hatte ich ihn jedes Mal, wenn ich mit Toni in seinen Gottesdiensten war, wegen irgendetwas, was in seiner Predigt vorkam, angegriffen. Ich will nicht sagen, dass er an jenem Abend eine spezielle Predigt für mich vorbereitet hatte, doch gegen Ende der Predigt schien es mir, als wäre es so.

»Um es ganz deutlich zu sagen«, sagte Pastor Logan abschließend, »Gottes Errettung ist keine intellektuelle Angelegenheit. In Wirklichkeit sagt die Bibel, Gott habe das Törichte in der Welt auserwählt, um die Klugen zuschanden zu machen.« Mir war, als blicke der Pastor gezielt auf mich, als er hinzufügte: »Wie wurden wir aber dann errettet?« Er blätterte in seiner Bibel, um aus dem 10. Kapitel des Römerbriefs vorzulesen, wo der Apostel Paulus schreibt: »Wenn du mit deinem Mund Jesus als Herrn bekennt und in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn aus den Toten auferweckt hat, wirst du errettet werden. Denn mit dem Herzen wird geglaubt zur Gerechtigkeit, mit dem Mund aber wird bekannt zum Heil.«

Auf meiner Stirn bildeten sich Schweißperlen. Der Pastor fuhr fort: »Und wo stehst du nun heute? Hast du mit deinem Mund Jesus als Herrn bekannt? Glaubst du an seine Auferstehung? Und wenn du daran glaubst, bist du dann bereit, dich ihm ganz auszuliefern? Lasst uns zusammenfassen, was zu einer solchen Hingabe gehört ...«

Pastor Logan wiederholte die Hauptpunkte, die zum Glauben an Jesus Christus gehören: das Anerkennen der Tatsache, ein Sünder zu sein – der Glaube, dass Gott Jesus aus den Toten auferweckte – und dass man Jesus als Herrn und Retter bekennt. Dann lud er jeden ein, der Jesus annehmen wollte, nach vorn zu kommen.

Ich blieb wie festgeklebt auf meinem Stuhl. Denn ich hatte Angst. Etwas in mir schien mich zu nötigen, nach vorn zu gehen, aber gleichzeitig fürchtete ich mich vor dem, was meine Freunde dann sagen würden. Sie würden denken, ich beginge »intellektuellen Selbstmord«. Pastor Logan wiederholte seine Einladung und wartete, ob jemand darauf einging. Ich wollte fliehen. Noch vor wenigen Monaten hatte ich den christlichen Glauben als Krücke für Schwachsinnige diffamiert. Und dann war ich losgereist, um dessen Irrtümer und Widersprüche bloßzustellen. Doch nun war ich durch die Beweise für das Gegenteil völlig umgekrempelt worden. Größere Geister als der meine waren zu dem unmissverständlichen Schluss gekommen, dass Christus von den Toten auferstanden ist.

Aber es war nicht der Beweis für Christi Auferstehung, der an diesem Herbstabend in der Factoryville Bible Church den kalten Schweiß auf meine Stirn trieb. Es war etwas anderes, etwas, was mich sogar heute noch weinen lässt, wenn ich daran denke. Es war Gottes Liebe, seine unbezweifelbare, gewaltige Liebe zu mir, dem Sünder! Diese Wahrheit allein brachte mich ins Schwitzen. Ich erinnere mich noch, dass ich dachte: *Gott wurde ein Mensch, der Jesus heißt, und der will ganz leidenschaftlich eine Beziehung zu mir aufnehmen! Zu mir!* Aber wieso, um alles in der Welt, konnte Gott *mich* lieben? Warum *sollte* er mich lieben?

Als ich elf Jahre alt war, hatte ich geflucht und geschworen, ich würde Gott für den Rest meines Lebens hassen, und

jetzt war ich von dieser Liebe und von seiner Annahme überwältigt. Das ließ mich zusammenbrechen. Der Pastor wiederholte seine Aufforderung noch einmal, indem er Jeremia 31,3 zitierte: »Ja, mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, darum habe ich dir fortdauern lassen meine Güte.«

»Soll ich vielleicht mit dir gehen?«, fragte Larry mich. Diese Frage war genau die Ermutigung, die ich brauchte. Sofort sprang ich von meinem Platz auf und lief zum Altar.

Die meisten Anwesenden waren sicher erstaunt. Sie wussten, welch ein zynischer Feind des Christentums ich gewesen war. Nie werde ich den Blick von Pastor Logan vergessen, als ich am Altar vor ihm stand. Doch ich fühlte mich wie ein »verlorener Sohn«, der heimgefunden hatte. Wir sprachen gemeinsam ein Gebet, und hinterher nahm Pastor Logan mich beiseite, um mir deutlicher zu erklären, was es bedeutet, ein Christ zu sein. Er hat sich dafür etwa eine Stunde Zeit genommen – und das war nur der Anfang einer langen und segensreichen Jüngerschaft unter diesem weisen und gottergebenen Mann.

Als ich spät am Abend mit Larry die Gemeinde verließ, blieb ich auf dem Parkplatz stehen, um die kühle Nachtluft einzuatmen. Ich fühlte mich wie ein Mensch, der sich in der Wüste verirrt und nun eine Oase gefunden hatte. Ich wusste weder, was ich sagen sollte, noch, wem ich danken sollte, nur trinken von dem Wasser dieser Oase wollte ich. Dann blickte ich zum Mond empor und lächelte – auch noch, als warme salzige Tränen über mein Gesicht in meinen Mundwinkel liefen. Wieder bat ich Gott, mir meine Herzenshärte zu vergeben, und wieder, beinahe fühlbar, spürte ich seine Gegenwart, seine Wärme und dass er mich angenommen hatte. Mir wurde die Tatsache klar, dass mein Leben nun für immer verändert sein würde, und ich wünschte mir, dieser Augenblick möge ewig andauern.

In diesem Jahr war der Winter lang und kalt – aber das Feuer eines neuen Lebens brannte beständig in mir. Während ich meine Studien am Kellogg College fortsetzte, unterrichtete mich Pastor Logan fortlaufend in den Grundlagen des christlichen Glaubens. Dabei blieb es nicht aus, dass das Thema Vergebung zur Sprache kam, und ich wusste, dass ich da noch etwas zu tun hatte.

Einige Monate später fuhr ich ins Zentrum von Battle Creek, um meinen Vater in einem Gasthaus zu treffen. Als ich ins Restaurant kam, sah ich ihn an einem Tisch in der Nähe eines Fensters sitzen. Er trank Kaffee. Er sah mich, bevor ich ihn entdeckte, was ich daraus schloss, dass er plötzlich wegschaute, als ich ihn erblickt hatte. Obwohl ich diese Begegnung angeregt hatte, wünschte ich nun, ich hätte es nicht getan.

Ich ging hinein und setzte mich ihm und seiner neuen Freundin gegenüber an den Tisch. »Das ist mein Sohn Josh«, sagte er zu ihr. Sie nickte ängstlich, während sie ihre Hand zögernd der meinen entgegenstreckte. Ich konnte ja nur ahnen, was mein Vater ihr über mich erzählt haben muss.

»Was kann ich für Sie tun, mein Herr?«, fragte die Kellnerin, die plötzlich wie aus dem Nichts auftauchte.

»Eine Tasse Kaffee, bitte«, antwortete ich.

Mein Vater winkte mit den Händen ab. »Bestell dir was zu essen. Auf meine Kosten.«

Ich schüttelte den Kopf. Kaffee würde mir völlig reichen. Die nächsten Minuten schauten mein Vater und ich einander verlegen an und blickten immer wieder weg. Ein bisschen allgemeines Gerede konnte den Abgrund

zwischen uns beiden nicht überbrücken. Ich fühlte mich immer unwohler. *Jetzt sage ich einfach, wie die Sachen stehen, und dann mag er es annehmen oder es lassen.* »Papa ...«, fing ich an.

Als er warte er eine Handgranate, straffte sich der drahtige Körper meines Vaters – wie bei einem Hund, der einen Tritt erwartet.

»Papa«, wiederholte ich und kämpfte damit, die Worte auszusprechen. Schließlich gelang es mir: »Papa, ich liebe dich!«

Ich weiß nicht, wer überraschter war – er, als er mich das sagen hörte, oder ich, der die Worte sprach. Ich wollte ihm absolut nicht vergeben, weil ich davon überzeugt war, dass er an Mamas Tod und an der Zerrüttung unserer Familie schuld sei. Jahrelang hatte ich Nacht für Nacht geträumt oder Pläne geschmiedet, wie ich ihn umbringen könnte, ohne dass man mich erwischte. Und nun war ich hier als ein junger Christ, der eigentlich entschlossen war, ihn immer noch zu hassen – aber etwas Größeres als der Hass hatte in meinem Herzen die Herrschaft ergriffen.

Das Schweigen war schrecklich. Ich blickte in meine Kaffeetasse, als wolle ich aus dem Kaffeesatz meine Zukunft lesen. Endlich brach die gequälte Stimme meines Vaters das unangenehme Schweigen. »Wie kannst du einen Vater wie mich lieben?«, fragte er.

Ich wollte ihm nicht antworten. Jedenfalls jetzt nicht. Aber Pastor Logan hatte mich zu gut belehrt. »Ich bin jetzt Christ«, sagte ich einfach. Dabei schaute ich weg, und er tat es ebenfalls. Ich weiß nicht, was er dachte – aber ich betete damals tatsächlich leise, Gott möge mir erlauben, diesen Menschen weiterhin zu hassen, der seine eigene Familie ruiniert hatte. Aber das funktionierte nicht. Der Hass entfernte sich immer weiter.

Schnell legte ich mir Worte zurecht. Ich wollte ihm sagen, wie viel Kummer er über die Menschen gebracht hatte, die er lieben und beschützen sollte. Aber ich wusste, dass wenn ich meinen Mund auf tun würde, die gleichen Worte herauskommen würden wie zuvor: »Ich liebe dich!«

In diesem Augenblick begriff ich, dass der christliche Glaube Wirklichkeit ist.

Weil ich nicht wusste, was noch zu tun oder zu sagen war, verließ ich das Restaurant ohne ein weiteres Wort.

Pastor Logan freute sich darüber, wie das Treffen mit meinem Vater abgelaufen war. Im Rückblick auf die scheußliche Situation war ich selbst jedoch nicht so überzeugt davon. »Gehorsam gegenüber Gottes Geboten«, sagte er, »ist nicht eine Sache der Gefühle, sondern des Handelns.«

»Wir sind zum Gehorsam berufen«, fügte ich hinzu. »Was dabei herauskommt, liegt in Gottes Hand.«

»Genau!«, sagte der Pastor lächelnd. »Das bringt uns, wie mir scheint, zu noch jemand anderem, der in deinem Leben eine wichtige Rolle gespielt hat.«

Sofort wusste ich, von wem er sprach, und ärgerte mich, etwas über Gehorsam gegenüber Gott gesagt zu haben. Fast konnte ich den widerlichen Atem des Quälgeistes meiner Kindheit riechen, als läge er in der Luft. Ich sprang auf und begann mit langen Schritten in Pastor Logans Studierzimmer auf und ab zu gehen. »Niemals!«, sagte ich fest entschlossen. »Sie meinen das doch wohl nicht im Ernst!?«

»Das meine ich ganz und gar im Ernst, Josh.«

»Unmöglich, Pastor!«

»Alle Dinge sind möglich bei Gott.«

Ich blickte Pastor Logan an, als hätte er mir einen Dolch in den Rücken gejagt. »Pastor, ich habe Ihnen alles erzählt. Sie wissen, was er mir jahrelang angetan hat. Außerdem: Wer weiß, wie viele andere Jungen und junge Männer nach mir seine Opfer gewesen sein mögen? Ich hoffe, er brennt bald in der Hölle! Ich werde ihn persönlich dorthin begleiten!«

Pastor Logan blickte in das Feuer, das im Kamin vor sich hin brannte. »Deine Vergebung rechtfertigt nicht, was er getan hat, noch heißt sie es gut, Josh. Aber durch sie wird ein Prozess ausgelöst, durch den du dich selbst aus den

Ketten der Vergangenheit befreist. Sie erlaubt dir, im Leben voranzuschreiten, und sie gibt einer verlorenen Seele die Möglichkeit der Errettung.«

Nun war ich an der Reihe, ins Feuer zu starren. »Wenn der christliche Glaube so etwas fordert, sollte ich ihn wohl doch besser an den Nagel hängen, Pastor. Ich begreife natürlich, dass Vergebung in einer idealen Welt das Richtige ist, was man tun soll. Aber hier verlangen Sie zu viel von mir. Ich kann Wayne Bailey nicht vergeben!«

»Ich verlange nicht, dass du Wayne Bailey vergibst, Josh.«

»Aber Gott tut es!«, fügte ich hinzu. Es war mehr eine Frage, wenn auch eine herausfordernde.

Pastor Logan blieb einen Augenblick still. Ich blickte zu ihm hinüber. Er war ein guter Mensch, aber er hatte nicht die Kraft, grundsätzlich den Kurs meines Lebens zu ändern. Dafür war es zu spät. Das Holz knackte im Feuer, und ich sprach mehr mit mir selbst als mit ihm, als ich sagte: »Niemand begreift das, niemand!«

Pastor Logan sah zu mir herüber, als wollte er etwas sagen. Stattdessen reichte er mir die Bibel. Er räusperte sich und begann, aus dem Neuen Testament vorzulesen: »Und als sie an den Ort kamen, der Schädelstätte genannt wird, kreuzigten sie dort ihn und die Übeltäter, den einen auf der rechten, den anderen auf der linken Seite. Jesus aber sprach: ›Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!««

Ich unterbrach seine Lesung: »Wayne Bailey wusste genau, was er tat.«

»Jesus auch!«, erwiderte Pastor Logan.

* * *

Ich erinnere mich, dass ich anfangs gehofft hatte, ich würde Wayne nicht auffinden können. Aber ich fand ihn sehr

wohl und rief ihn an. Die Unterhaltung war kurz. Ich sagte ihm, ich würde ihn besuchen.

Er wohnte in einer ›Absteige‹ in Jackson, Michigan. Nachdem ich geklopft und er die Tür geöffnet hatte, sah ich sofort, dass er seine eigene Wohnung nicht so schön in Ordnung hielt wie sein Zimmer bei uns. Da gab es keine Teetassen, keine Wellensittiche in seiner Wohnung – nur einen ergrauten, elend aussehenden Mann mit traurigen Augen.

»Wayne, was du mir angetan hast, war böse, sehr böse! Aber ich habe Jesus Christus als Retter und Herrn kennengelernt. Und ich bin hergekommen ... um ... dir zu sagen ...« Meine sorgfältig zurechtgelegten Worte saßen fest. Ich bat um Kraft und begriff, dass das, was ich zu sagen hatte, kein schriftliches Konzept benötigte. So seufzte ich tief.

»Wayne, wir alle haben gesündigt, und niemand ist so vollkommen, wie Gott es verlangt. Wir alle brauchen Erlösung. Und na ja, darum bin ich gekommen, um dir zu sagen, was du unbedingt hören musst.«

Er sah mich mit seinen blassblauen Augen ungerührt an. Einen Augenblick lang hoffte ich, dass es nicht stimmte – aber es stimmte, und ich musste es ihm sagen: »Christus ist für dich gestorben, Wayne, genauso wie für mich.«

Nach einigen Augenblicken ging ich zur Tür, wo ich mich ein letztes Mal zu ihm umdrehte. »Eins noch, Wayne: Lass mir nicht zu Ohren kommen, dass du noch einmal einen jungen Mann angetastet hast. Das wirst du bedauern!«

Ich ging zum Parkplatz und stieg ins Auto. *Wo waren die Gefühle?*, fragte ich mich, während ich den Motor startete. *Wo ist die Euphorie, die ich empfinden müsste, nachdem ich die Dämonen meiner Vergangenheit niedergerungen hatte?* Ich fuhr vom Parkplatz herunter auf die Straße. Und dann erlebte ich es. Da war Frieden in meinem Herzen,

ein Frieden, größer als alles, was ich bisher erlebt hatte. Ich hatte mich entschieden, einem Feind aus Gehorsam gegenüber Gottes Gebot zu vergeben, und nun genoss ich den beständigen Frieden, von dem die Bibel sagt, dass er allen Verstand übersteigt.

Es regnete fast pausenlos während der einstündigen Fahrt nach Battle Creek.

* * *

Als ich am nächsten Mittwoch zu meiner nächsten Jüngerschaftsschulung in Pastor Logans Studierstube kam, begrüßte er mich mit den Worten: »Ich denke gerade nach, Josh.«

»Tatsächlich? Ich dachte, Sie denken *immer* nach«, gab ich zur Antwort.

Pastor Logan lächelte und erhob sich hinter seinem Schreibtisch. »Warum machen wir nicht einen kleinen Spaziergang? Es ist ein so wunderschöner Tag.«

Es war Spätfrühling, und die Landschaft Michigans war voller grüner Bäume und lauter bunter Wildblumen, wie von einem Maler mit einer bunten Palette gemalt. »Mir gefällt es, wie Martin Luther sich ausdrückt«, sagte Pastor Logan, als er hinter seinem Haus einen schmalen Waldweg einschlug. »Er sagte: ›Gott schreibt das Evangelium nicht nur in die Bibel hinein, sondern auch auf die Bäume, die Blumen, die Wolken und die Sterne.« Ich nickte, obwohl ich wusste, dass dies nicht das war, worüber Pastor Logan nachgedacht hatte oder worüber er reden wollte, doch sagte ich nichts. »Hast du schon einmal vom Wheaton College gehört?«, fuhr er nun fort.

»Nein«, antwortete ich. »Wo ist das?«

»Außerhalb von Chicago. Da, wo Billy Graham ausgebildet wurde.«

»Billy Graham?«

»Ja, Billy Graham. Es ist eine Topadresse für ein christliches College der freien Künste. Ich meine, du solltest für die folgenden Semester nach dort wechseln.«

»Warum?«

»Du bist für die nächsten Schritte bereit, Josh. Ich habe dich so weit gebracht, wie ich konnte.«

Ich blieb stehen, damit er sich umdrehen musste, um mich anzublicken. »Pastor Logan, es fällt mir schwer, mir ein College oder irgendeinen College-Professor vorzustellen, der sich so viel Zeit für mich nehmen und so viel Interesse an mir zeigen würde, wie Sie es getan haben.«

»Das mag sein, wie es will, Josh. Meine Kenntnis und meine Ausbildung haben bis hierher gereicht.« Er setzte seinen Spaziergang fort, und ich ging wieder neben ihm her. »Wheaton ist kein Kinderspiel. Man wird dort ziemlich viel auf akademischem Gebiet von dir fordern, aber ...« Er drehte sich um und blickte mich mit jenem sanften, Mut machenden Lächeln an, das ihm eigen war. »Ich denke, du bist bereit für diese Herausforderung!«

»Wird mich das in den Rechtswissenschaften vorwärtsbringen?«

»Wofür auch immer du dich entscheidest: Wheaton wird dich voranbringen. Normalerweise nehmen sie keine Studenten von anderen Colleges. Aber ich kenne einige Leute dort und werde dich sehr empfehlen. Wenn du willst, rufe ich bei einigen an. Dann werden wir sehen, was geschieht.«

»Ja, Sir, ich denke, das wäre großartig.« Wir gingen weiter. Ich atmete die süßen Düfte dieses Tages ein und bewunderte Gottes Evangelium auf den Bäumen und Blumen rings um mich her – und auf den dahinziehenden Wolken am blauen Himmel von Michigan.

Im Herbst 1960 ging ich ans Wheaton College. Dabei kam ich mir vor wie ein Mensch, der nicht schwimmen kann und dann kopfüber aus einem Schiff ins Wasser geworfen wird. Nur für zwei Dinge blieb mir Zeit: Ich studierte, und ich arbeitete. Dabei verlangte die akademische Seite mir bei Weitem am meisten ab. Aber mir gelang es, eine Teilzeitbeschäftigung an den Nachmittagen dazwischenzumogeln, bei der ich Schriftstücke und wichtige Dokumente zu den Highschools in der Umgebung brachte.

Die Stadt Wheaton in Illinois wird durch die Gleise der Bahnstrecke nach Chicago in zwei Hälften geteilt. Eines Nachmittags wartete ich in meinem Auto an der Schranke, als ein Zug vorbeifahren sollte. Es war ein warmer Tag, und ich wurde schläfrig. Plötzlich riss ich die Augen auf und sah im Rückspiegel einen Kleinlaster ankommen. Ich blinzelte mit den Augen und schüttelte den Kopf, um wirklich wach zu sein. Der Truck raste mit halsbrecherischer Geschwindigkeit – wahrscheinlich mehr als 80 km/h – auf mein Auto zu und machte keinerlei Anstalten zu bremsen. Da der Zug in diesem Augenblick an mir vorbeirauschte, konnte ich nirgendwohin ausweichen. Es war auch kaum Zeit dafür. So krachte der Truck in meinen Ford Falcon und ließ mein Auto wie einen Kreisel herumdrehen. Dabei durchbrach es die Schranke und kam nur etwa dreißig Zentimeter vor dem vorbeidonnernden Zug zum Stehen. Wenige Zentimeter weiter hätten meinen sicheren Tod bedeutet.

Dennoch waren die Auswirkungen so schwer, dass ich mehrere Bänderrisse im Hals und den Rücken hinunter hatte. Nach vier Tagen auf der Intensivstation verbrachte ich noch eine Woche im Krankenhaus. Es war eine einsame

Zeit. Mein Vater besuchte mich nie, und die Ärzte wussten, dass meine Genesung lange dauern würde. Ironischerweise war der Mann, der den Unfall verursacht hatte, ein betrunkenener Fahrer.

Ich wurde auf einer Bahre festgeschnallt und in einem Krankentransporter nach Union City in Michigan gefahren. Das schien eine Ewigkeit zu dauern. Der Sanitäter neben mir war nicht sehr gesprächig, und ich konnte meinen Kopf weder nach rechts noch nach links drehen. Aber nach Hause zu kommen, war das Letzte, was ich mir gewünscht hatte.

* * *

Mein Vater war zu Hause, als wir auf dem Farmgrundstück ankamen. Mir wurde gesagt, eine Krankenschwester sei ebenfalls dort, aber an diesem Tag kam sie zu spät. Zu meiner größten Überraschung war mein Vater nüchtern.

Er folgte den Sanitätern, als sie mich in mein Zimmer rollten und mich von der Bahre in mein Bett hoben. Sie banden mich an dem Bett fest, um sicherzugehen, dass ich mich nicht von einer Seite auf die andere drehen konnte. Nachdem sie meinem Vater einige Instruktionen erteilt hatten, verließen die Sanitäter das Haus. Während der nächsten fünf Minuten konnte ich nur zwei Dinge hören – das Brummen des wegfahrenden Krankenwagens und das Summen einer Fliege, die um meinen Kopf herumflog. Dann hörte ich einige Schritte außerhalb des Zimmers, draußen auf dem Flur.

Aus meinen Augenwinkeln konnte ich gerade noch die Gestalt meines Vaters auf dem Flur erkennen. Dort stand er eine Weile, während ich meine Augen anstrengte, um ihn besser zu erkennen. Da sah ich, dass er weinte. Nun begann er, hin und her zu gehen, ohne etwas zu sagen. Ich folgte ihm

mit den Augen so gut ich konnte, aber diese Anstrengung machte mich müde. Einige Augenblicke gingen vorüber, ich weiß nicht, wie viele. Und dann fühlte ich etwas in meiner Nähe. Als ich meine Augen öffnete, sah ich meinen Vater, der sich über mich beugte und immer noch weinte. Seine Tränen fielen mir ins Gesicht. Seine Stimme klang heiser, und seine Worte kamen zögernd: »Wie ... kannst du jemals ... einen Vater ... wie mich ... lieben?« Ich war sprachlos. Mein Vater wartete keine Antwort ab, sondern ging wieder hin und her. Etwa eine Minute später stand er wieder an meiner Seite. »Das Restaurant«, sagte er.

»Das Restaurant?«, fragte ich.

»Ja, das Restaurant in Battle Creek.«

»Ach so ...«

»Da sagtest du etwas zu mir. Du sagtest, dass du mich lieb hast.«

Jetzt war ich dran, tief berührt zu sein. »Ja, Papa, das stimmt.« Ich zögerte einen Augenblick. »Ich brauche dir nicht zu sagen, dass ich dich hasste und verachtete. Aber so empfinde ich jetzt nicht mehr, weil ich eine Sache gelernt habe, Papa. Und die hat mein ganzes Leben verändert. Gott wurde Mensch, und er heißt Jesus. Und Jesus geht es leidenschaftlich darum, eine Beziehung auch zu dir aufzunehmen.«

Mein Vater schwieg und verschwand aus meinem Blickfeld. Nach wenigen Augenblicken konnte ich hören, wie er das Zimmer verließ. Wie lange er weg war, weiß ich nicht. Es war warm, und die Fliege summte immer noch herum. Wohl eine Dreiviertelstunde war vergangen, als mein Vater zurückkam. Er setzte sich auf eine Ecke meines Bettes und lehnte sich zurück, damit ich ihn besser sehen konnte. Frische Tränen liefen ihm übers Gesicht. *Wie konnte er bloß noch immer weinen?*, fragte ich mich.

»Mein Junge«, begann er, »wenn Jesus in meinem Leben tun kann, was ich sehe, dass er in deinem getan hat ... dann möchte ich ihn auch kennenlernen.«

Gern hätte ich mich aufrecht hingesezt, aber schnell merkte ich, dass ich mich nicht bewegen konnte. »Du brauchst ihn nur zu bitten, dass er in dein Leben kommt.«

»Ich mag gar nicht sagen, dass ich nicht einmal weiß, wie man betet, mein Junge.«

»Sag ihm einfach nur, was in deinem Herzen ist.«

Mein Vater nickte und sprach ein grundehrliches Bauerngebet: »Gott, wenn du Gott bist«, so begann er, »und wenn Christus dein Sohn ist ... und wenn du mir vergeben kannst, was ich meiner Familie angetan habe ...« Hier machte er eine Pause, seufzte tief und fuhr dann fort: »Und wenn du in meinem Leben das tun kannst, was ich gesehen habe, dass du es im Leben meines Sohnes getan hast, dann möchte ich mein Vertrauen auf dich als meinen persönlichen Retter und Herrn setzen.«

Während mein Vater betete, füllten sich meine Augen mit Tränen, und seine Gestalt begann zu verschwimmen, obwohl ich ihn ganz deutlich verstehen konnte. Die Tränen liefen mir übers Gesicht, und ich konnte meine Hände nicht bewegen, um sie wegzuwischen. Es war, als sähe ich meinen Vater vom Boden eines Swimmingpools aus. Und dann, nachdem mein Vater gebetet hatte, kam die aller-schönste Geste: Mein Papa wischte mir die Tränen von meinen Augen.

Als ich mein Leben Christus übergab, vollzog sich die Veränderung in meinem Leben während eines Zeitraums von etwa einem Jahr. Als mein Vater zu Christus kam, veränderte sich sein Leben augenblicklich. Es war, als wenn jemand ganz tief in ihn hineingegriffen und dort ein Licht eingeschaltet hatte, das den ganzen dunklen Raum sofort erleuchtete. Nach dieser Umkehr rührte er nur noch ein einziges Mal Alkohol an – aber er brachte ihn nur bis zu seinen Lippen, nicht weiter.

Als Folge dessen, dass mein Vater sich für Christus entschieden hatte, nahmen Scharen von Menschen aus unserem kleinen Ort und aus der Umgebung Jesus Christus als ihren Retter und Herrn an – allein deshalb, weil das Leben dieses stadtbekanntes Säufer so deutlich verändert wurde. Mein Vater arbeitete auch fleißig bei den »Anonymen Alkoholikern« mit und besuchte Gefängnisse überall in Michigan, um dort den Gefangenen das Evangelium zu predigen und ihnen die Geschichte seines veränderten Lebens zu erzählen. Hätte doch nur meine Mutter diese Tage noch miterlebt!

Vierzehn Monate später starb mein Vater. Das meiste von seinem Magen hatte man entfernen müssen, und die Leber war durch dreißig Jahre heftiger Trunksucht völlig zerstört.

Ich fühlte mich einsamer denn je. Gleichzeitig gewann ich aber für mein Leben neue Perspektiven und Ziele. Ich graduierte am Wheaton College und begann am Talbot Theological Seminary (der heutigen Talbot School of Theology) in Kalifornien. Mir wurde immer klarer, dass ich berufen war, den christlichen Glauben sowohl zu ver-

kündigen als auch zu verteidigen. In mancherlei Hinsicht fühlte ich mich für diese Aufgabe nicht ausreichend befähigt, jedoch begriff ich auch, dass es wahr ist: »Wenn jemand in Christus ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden« (2. Korinther 5,17). Die Organisation »Campus für Christus« (eine Arbeit von Christen an Hochschulen, die auf Studenten ausgerichtet ist), die ich von früher kannte, lieferte den organisatorischen Rahmen, den ich brauchte. Ich arbeite noch heute mit ihr zusammen.

Im Juni 1976 setzte ich mich hin, um meine Gründe für meinen Glauben an Jesus, an die Bibel und an die Auferstehung Jesu aufzuschreiben – eben alle jene Gründe, die mich überzeugt hatten, als ich Student am College war. Ich schrieb fast ununterbrochen 48 Stunden lang, bevor ich den Stift weglegte. Neun Monate später hielt ich das erste Exemplar meines Buches *More Than a Carpenter* in den Händen, das auf Deutsch unter dem Titel *Wer ist dieser Mensch?* erschienen ist.

* * *

Und so vergingen die Jahre. Bis heute habe ich 118 Länder besucht, in denen ich das Evangelium ungefähr 10 Millionen jungen Leuten weitersagen durfte. Allein und auch zusammen mit anderen habe ich 115 Bücher geschrieben und mehr als 24 000 Vorträge an mehr als 1000 Universitäten gehalten.

Was mein Privatleben betrifft, hat Gott mir erlaubt, meine phänomenale Frau Dottie zu heiraten. Mit ihr habe ich vier wunderbare Kinder – und ich bin dankbar, mittlerweile sogar die Kinder meiner Kinder erleben zu dürfen. Und durch Gottes Gnade setze ich meinen weltweiten Dienst weiterhin fort.

Meine Erfolge, wie auch immer sie nun aussehen mögen, gleichen jedoch niemals meine Fehler aus. Denn wie man in meiner Geschichte sehen konnte, waren es gerade meine Fehler, die sich am stärksten auf mein Leben und meinen Dienst ausgewirkt haben.

Als ich im Alter von 20 Jahren zu Christus kam, war ich ein unsicherer junger Mann. In den Gottesdiensten hörte ich immer wieder davon, dass Gott will, dass wir ihm unsere Gaben und Fähigkeiten im Dienst für ihn als Opfer darbringen. Das machte mir Probleme, weil ich empfand, nichts zu haben, was ich Gott darbringen konnte. Ich war durch die Narben meiner Kindheit ein emotionales Wrack geworden. Ich hatte einen schrecklichen Charakter. Ich kam mit der Grammatik schlecht klar, ja, ich stotterte sogar scheußlich, wenn ich aufgeregt war.

Da betete ich eines Tages, Gott möge mein Zerbrochensein annehmen und es zu seiner Verherrlichung gebrauchen. Ich bat ihn, er möge die Schwächen meines Lebens nehmen und sie in seiner Kraft gebrauchen. Und genau das hat er getan. Er hat die schwachen, kaputten Dinge, die Josh McDowells Leben ausgemacht hatten, verwandelt in eine Kraft, die – wie ich hoffe – zu seinem Lobpreis und zu seiner Ehre wirkt. Die Herrlichkeit gebührt ihm und kann auch nur ihm gebühren – denn ohne ihn bin ich nichts.

Und wie steht es mit Ihnen? Vielleicht können Sie auf eine gute Erziehung durch Ihre Eltern zurückblicken, oder war Ihre Kindheit so schmerzlich zerrüttet wie bei mir? Vielleicht sind Sie, genauso wie ich, mit intellektuellen Zweifeln erfüllt. Woher auch immer Sie kommen mögen: Es gibt immer nur einen Weg zu Gott, dem liebenden Vater. Und der führt über seinen Sohn, Jesus Christus. Jesus sagt in Johannes 14,6: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.«

Jesus ist das Tor zum ewigen Leben. Da gibt es einen breiten und bequemen Weg, den die meisten auf dieser Erde wählen. Aber es gibt auch einen schmalen Weg, der durch die Person Jesu Christi definiert ist, und der führt ins ewige Leben. Ich verspreche Ihnen mit aller Liebe und Überzeugung meines Herzens, dass Gottes Einladung auch Ihnen gilt – wer auch immer Sie sein mögen, was auch immer Sie getan haben mögen, woher auch immer Sie kommen mögen. Ich lade Sie ein: Gehen Sie mit ihm den schmalen Weg! So sagt Jesus in Offenbarung 3,20: »Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, zu dem werde ich hineingehen und das Abendbrot mit ihm essen, und er mit mir.« Vielleicht möchten Sie beten, wie mein Vater es vor vielen Jahren tat, als er sagte: »Jesus, wenn du in meinem Leben das tun kannst, was ich gesehen habe, dass du es im Leben meines Sohnes getan hast, dann möchte ich mein Vertrauen auf dich als meinen persönlichen Retter und Herrn setzen.«

Wollen Sie das folgende Gebet mit mir sprechen? Wollen Sie Ihren Willen der Herrschaft Jesu Christi unterstellen? Es ist ganz gewiss, dass es ihm leidenschaftlich darum geht, eine Beziehung zu Ihnen aufzunehmen.

Gott im Himmel, ich weiß, dass ich ein Sünder bin, und ich weiß, dass meine Sünden mich von dir trennen. Aber ich glaube, dass du mich liebst, und ich glaube, dass Jesus für mich am Kreuz von Golgatha starb. Ich öffne dir mein Herz. Ich bereue meine Sünden und bitte Jesus, in mein Herz zu kommen und mein Herr und Retter zu sein. In Christi Namen bitte ich das! Amen.

Besuchen Sie doch einmal meine Website www.josh.org.
Dort finden Sie (in englischer Sprache) Artikel, Videos,
Andachten und weitere Quellen, um mehr über Gottes
Liebe zu erfahren.

Josh & Sean McDowell

Wer ist dieser Mensch?

clv



224 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-89397-491-7

Jeder Mensch sehnt sich nach Glück. Gleichzeitig fragt der Mensch, wer er ist und wohin er geht.

Josh McDowell forschte nach Antworten. Er entdeckte sie, wo er sie nicht erwartet hätte: bei Jesus Christus. Heute ist er überzeugt: Jesus spielt die zentrale Rolle der Menschheitsgeschichte. Er ist einmalig. Er ist vertrauenswürdig. Das veranschaulicht McDowell mit vielen Beispielen aus Literatur, Wissenschaft und Geschichte.

Josh McDowell

Die Tatsache der Auferstehung

CLV



192 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-89397-712-3

Bestätigen die historischen Fakten die Auferstehung Jesu Christi? Indizien wären zu prüfen, Zeugen zu befragen, die Hinrichtung nachzuweisen, Bestattungsvorgänge zu untersuchen. Außerdem müsste man mögliche alternative Erklärungsversuche in Betracht ziehen, um dann zu einem Urteil zu kommen. Eine akribische Detektivaufgabe. Der Autor nahm als Skeptiker den Fall der Auferstehung unter die Lupe, um das Christentum »ad absurdum« zu führen. Mittlerweile bezeugt er in Vorträgen weltweit die Glaubwürdigkeit der Bibel.